UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG
599
Y6o

Die Franzosen und Engländer in Goethes Leben und Urteil

Von

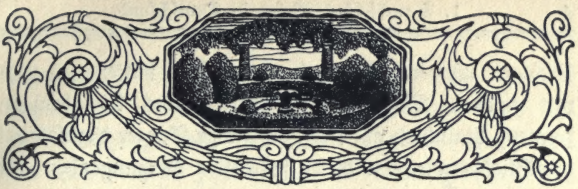
Dr. Wilhelm Bode

1841 27
19.9.23

Berlin 1915
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–71

Germany

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten



1. Franzöſiſches Weſen in Deutſchland.

Wir haben im neuen Deutſchen Reiche erlebt, daß die eben durch Waffengewalt beſiegten Franzoſen nicht nur ihre alte Herrſchaft in der Damen-Mode behielten, ſondern auch in unſern Theatern und andern Unterhaltungsſtätten nun erſt recht den Ton angaben, daß ihre Romane den deutſchen Leſehunger ſpeiſten, daß ihre Maler und allerneueſten Farbenverſuchler von uns mehr beachtet wurden als in Frankreich ſelbſt und ebenſo ihre Muſiker bei uns die liebreichſte Aufnahme fanden. Faſt noch weiter ging bald danach unſere verehrungsvolle Nachahmung alles Engliſchen; man konnte hundert Jahre nach der Schlacht bei Leipzig die feineren Deutſchen kaum noch von den echten Söhnen und Töchtern Albions unterſcheiden. Selbſt nach Amerika wandten wir uns, um von da — Lebenskunſt und Weisheit zu holen. Heute, nachdem dieſe Völker Ernſt gemacht haben mit ihrem alten Wunſche, das neue Deutſchland zu demütigen und zu zerſplittern, ſchämen wir uns als Volk dieſer eben abgelegten Nachäfferei ſehr und finden ſie zu neun Zehnteilen recht überflüſſig, recht ſchlecht begründet, da an deutſchen Malern, Muſikern,

Dichtern usw. nie Mangel war. Wir hätten ja auch mit eigenen Mitteln und Kräften uns durchbringen können, brauchten gar nicht als ewige Borger dazustehen!

Blicken wir von dieser frischesten Vergangenheit auf unser achtzehntes Jahrhundert zurück, so gewahren wir auch da neben der Bewunderung der Engländer recht viel französisches Wesen in Deutschland. Wir werden auch die damalige freiwillige Untertänigkeit gegen fremde Meister und Muster als schändlich empfinden; es war ja auch schon in noch älteren Zeiten, zum Beispiel von Pirckheimer und Moscherosch, beklagt und gerügt worden, „daß Germania itzt voll teutscher Franzosen ist" und daß die Deutschen „immerdar wähnen, des Andern Kuh habe ein größer Euter." Aber bei näherer Betrachtung müssen wir den Nachfahren des Dreißigjährigen Krieges zugestehen, daß sie aus zwingenden Gründen bei ihren Nachbarn leihen gingen und daß ihre Erniedrigung oft die gerechtfertigte Bescheidenheit des Schülers vor dem Lehrer war. Ist die deutsche Französelei und Engländerei zwischen 1871 und 1914 eine ungerechte Mißachtung der vaterländischen und eine Überschätzung der ausländischen Werte gewesen, so läßt sich der gleiche Vorwurf gegen die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts zwar in Einzelfällen, aber nicht im großen Ganzen erheben.

* * *

Unsere westlichen Nachbarn hatten von je die ältere, reichere, verfeinerte Kultur. Ihre Sprache war eine Tochter der lateinischen; sie hatten also leichteren Zugang, besseren Anschluß an die antike Welt. Sie wohnen in

einem höchſt fruchtbaren und ſchönen Lande, wo der Kampf um das Nötigſte auch den Ärmeren nicht ſehr ſchwer aufgelegt wird. Es iſt ein Land, wo die Sonne öfter und wärmer ſcheint und der Wein gedeiht. Ein Land der Munterkeit, des Genuſſes, des leichteren Lebens.

Schon im elften und zwölften Jahrhundert gerieten die deutſchen Adligen und mit ihnen ihre Gefolgsleute, auch ihre Sänger und Dichter, unter den Einfluß dieſer franzöſiſchen Kultur. Das iſt ſchon deshalb nicht verwunderlich, weil ja die Vornehmen beider Länder ſtammes- und blutsverwandt waren; die in Gallien heimiſch gewordenen Normannen und Franken ſchickten ſich wohl zu Lehrern ihrer gröberen rechtsrheiniſchen Vettern. Auch erſtreckte ſich von je zwiſchen dem eigentlichen Frankreich und dem eigentlichen Deutſchland ein Mittelland — die Städte Genf, Lauſanne, Bern, Baſel, Mömpelgard, Straßburg, Metz, Nanzig, Luxemburg, Lüttich, Brüſſel, Ryſſel und Dünkirchen mögen es bezeichnen —, deſſen gebildetere Bewohner beide Sprachen verſtanden und nach beiden Seiten den Verkehr ſteigerten. Germaniſches und galliſches Weſen vermählten ſich oft zu glücklichem Erzeugnis; der Ritter des Mittelalters, ſtark und galant zugleich, iſt ein Beiſpiel, und ebenſo der Minneſinger und höfiſche Epiker.

* * *

Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters ſahen große deutſche Leiſtungen. Dann folgte, daraus hervorgehend, die Kirchenſpaltung und ſchließlich der Dreißigjährige Krieg. Als er zu Ende ging, war unſer Land, in

Bausch und Bogen gesprochen, verwüstet und bankerott. Julian Schmidt drückt den damaligen Zustand gut aus: „Deutschland hatte von der Vergangenheit nur noch eine wüste Erinnerung, an die Gegenwart keinen Glauben, auf die Zukunft keine Hoffnung." Sollte es genesen, so brauchte es mindestens ein Jahrhundert Erholungs- und Erneuerungszeit. Und aus eigenen Kräften allein konnte sich das verarmte, entkräftete, ausgesogene, verdorbene deutsche Volk kaum wieder aufbauen.

Zu allem Übrigen fehlte den Deutschen auch das Vaterland. Also auch der Vaterlandssinn, daraus Freudigkeit, Stolz, Tapferkeit fließen, der Opfer bewirkt und Hoffnungen einflößt. Das sehr heruntergekommene „Heilige Römische Reich deutscher Nation" war eigentlich nur ein großer Name. Wie jene Studenten in Auerbachs Keller konnte man sich verwundern: „wie hält's nur noch zusammen?" und Gott danken, daß man keine Pflicht hatte, für dessen Bestand oder Bedürfnisse zu sorgen. Die unzähligen Staatswesen darin waren nur „Herrschaften", wie man sie auch nannte: was eine fürstliche Familie an Ländern und Ortschaften durch Erbgang, Verträge oder Krieg besaß, Das mußte für einen Staat gelten; oft bestand es aus kleinen Gebietsfetzen, die sonst nichts mit einander gemein hatten, als daß sie dem gleichen Herrn untertan waren. Ihr Herr durfte mit Recht das Wort Ludwigs des Vierzehnten wiederholen: L'état c'est moi. Diese Staaten deckten sich noch nicht einmal mit geographischen Landschaften, geschweige denn mit Volksstämmen oder Nationen. Dem in Berlin regierenden König gehorchten Brandenburger, Kassuben,

Polen, Littauer, deutschredende Ostpreußen, Altmärker, Ost- und Westfalen, später auch Schlesier; die Völkerliste des Kaisers zu Wien war noch erheblich länger. Deutsche Provinzen und Kolonien gehörten zur Schweiz, zu Frankreich, Dänemark, Schweden, Rußland; der größte Teil Niedersachsens hatte mit Großbritannien den gleichen König; der sächsische Kurfürst war auch König von Polen. Man wußte es nicht anders. Daß Nation, Staat und Vaterland zu einem Begriffe zusammenfließen und daß die Einwohner, nicht die wenigen Herren, diese Einheit bilden müßten, Das konnte damals noch nicht gedacht werden. Wenn wir trotzdem das Wort Vaterland in jener Zeit häufig finden, so beweist Das nicht, daß es ein deutsches Vaterland gegeben hätte. Entweder ist es eine Übersetzung aus dem Lateinischen: man sprach vom Tode für's Vaterland, während in Wahrheit die gemeinen Soldaten wie die Offiziere für ihren König kämpften und fielen. Oder man klagte: der Schweizer habe ein Vaterland, der Reichsdeutsche keins. Gewöhnlich aber meinte man mit diesem Worte, was wir heute Heimat nennen, also den sehr kleinen Bezirk, den unsere leiblichen Vorfahren bewohnten und den wir selber in der Jugend herumstreifend durchmessen haben. Wieland nannte als sein Vaterland Biberach, Justus Möser Osnabrück; Goethe spricht Weihnachten 1792 in einem Briefe von seinem Vaterlande: damit ist Frankfurt im Unterschied von Weimar gemeint. Andere bezeichneten sich auf die Frage nach ihrem Vaterlande auch nach dem Volksstamme als Schwaben oder Meißner oder Sachsen oder Franken — daher jetzt die vielen Familiennamen

dieser Art —, wieder Andere nannten sich nach ihrer Obrigkeit Durlacher, Mainzer oder auch Schweden, wie Ernst Moritz Arndt in seinen jungen Jahren. Als dieser Dichter dann 1813 die Frage aufwarf: „Was ist des Deutschen Vaterland?", da war seine Antwort: „Das ganze Deutschland soll es sein" noch neu und kühn; auch drang ja diese Forderung selbst in jener begeisterten Zeit nicht durch.

Die Menschen waren im achtzehnten Jahrhundert also durch politische Staats- oder Volksangehörigkeitsgefühle wenig oder gar nicht getrennt. Daraus folgte für Denjenigen, der sich frei bewegen konnte, der Grundsatz: Ubi bene, ibi patria. Leibnitz, Gottsched, Schlüter, Bach, Händel, Klopstock, Wieland, Lessing, Winckelmann, Herder, Goethe, Schiller: sie alle blieben nicht in ihren Geburtsstaaten, zum Teil auch nicht im deutschen Sprachgebiete; begabte Franzosen und Italiener lebten in Wien und Berlin; noch zahlreichere deutsche Talente suchten in Petersburg, Kopenhagen, London, Paris und Rom günstige Stätten. Wenn Das bei Gelehrten und Künstlern nicht so sehr verwunderlich ist, immerhin aber Vaterlandslosigkeit beweist, so muß es von unserm heutigen Gesichtspunkt aus den der Geschichte nicht Kundigen erstaunen machen, daß damals auch die Staatsmänner und besonders die Militärs ihre Röcke wechselten — nun eben, wie man Röcke wechselt. Ein mecklenburgischer Adliger konnte, wenn er ein kluger Kopf war, zu gleicher Zeit als preußischer Gesandter in Kopenhagen oder als dänischer Gesandter in Berlin in Frage kommen. Noch 1818 ereignete es sich, daß der

dänische Minister des Auswärtigen, der auch ein geborener Däne war, in Berlin als preußischer Minister des Auswärtigen seine Tätigkeit fortsetzte. Goethe achtete in seinen letzten Jahrzehnten wenige Männer so hoch wie seinen Freund Reinhard, mit dem er sich in politischen und anderen Dingen recht einig fühlte. Dieser Reinhard war ein Landsmann Schillers, ein schwäbischer Pfarrkandidat, geriet aber als Hauslehrer nach Frankreich, kam dort 1792 in diplomatischen Dienst und hatte bis 1837 wichtigste Posten und Aufträge in der auswärtigen Politik Frankreichs, wurde auch Minister, Graf und Pair von Frankreich. Dabei fühlte er sich stets als Deutscher! Erst in seinen letzten Jahren scheint ihm in der deutsch-französischen Haut nicht mehr wohl gewesen zu sein.

Bei den Militärs war man solche Vaterlandslosigkeit von je gewöhnt. Die Jünglinge, die sich für diese Laufbahn entschieden, begeisterten sich vielleicht für König Friedrich oder einen anderen Heerführer, aber für welchen Staat sie ihr Leben einsetzten, war ihnen gleich. Goethes Jugendfreund Klinger, der sich später doch gerade als fester Charakter Ansehen erwarb, stand im selben Jahre bereit, preußischer oder russischer oder österreichischer Offizier zu werden oder in hessischen Mietstruppen gegen die Amerikaner oder im französischen Heere für die Amerikaner zu kämpfen; schließlich zog er in einer österreichischen Freischar gegen Friedrich den Großen ins Feld, und danach diente er sein übriges Leben den Kaisern von Rußland. Klinger war freilich ein armer Stellensucher, aber der niedere und hohe Adel hielt es nicht viel anders. Heinrich v. Kalb aus Weimar, dessen

Gattin so übermäßig für Schiller und dann für Jean Paul Richter schwärmte, war französischer Offizier; er ist nur ein Beispiel für tausende! Als im Jahre 1792 ein Krieg zwischen den deutschen Monarchen und dem französischen aufständischen Volke zu erwarten war, nahm man auf beiden Seiten denselben Mann als obersten Heerführer in Aussicht! Und dieser Mann war ein regierender deutscher Fürst, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig! Die Kriege jenes Jahrhunderts waren ja auch bis dahin reine Kabinettskriege; die Völker machten die misera contribuens plebs; die Achiver wurden geprügelt, ohne daß sie mit Liebe und Haß sich am Streite beteiligen konnten oder sollten. Die kriegführenden Fürsten verbanden sich ohne Bedenken mit ausländischen Mächten gegen ihre stammverwandten Nachbarn, die Deutschen mit Rußland, Frankreich, England, und gaben damit den Fremden das Recht, sich in deutsche Angelegenheiten zu mischen. In Berlin hat man zu kritischen Zeiten mehr als einmal nicht gewußt, ob man sich mit Frankreich gegen Rußland oder mit Rußland gegen Frankreich verbünden solle.

Trotz aller völkischen Eigentümlichkeiten gab es also Völker im heutigen politischen Sinne kaum; namentlich bildete die große mitteleuropäische Gruppe deutscher Stämme keine Einheit. Auch nicht etwa eine Einheit der Sprache, des geistigen Lebens, des Handels und Wandels. In jeder Landschaft sprach man ein anderes Deutsch; die Sprache der Bücher und Zeitungen und die Schriftsprache der Briefe war ein wichtiges Band; aber neben und über dieser nationalen Sprache herrschten

dann auch noch die beiden internationalen: das Lateiniſche und das Franzöſiſche. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein war Lateiniſch die Sprache der Kirche und der Wiſſenſchaft; der reiſende Geiſtliche oder Gelehrte ſprach in allen Ländern ſeine confratres in dieſer noch lebendigen und ſeit Ciceros Tagen auch noch ſehr entwickelten Sprache an. Ebenſo wurden Staatsverträge lateiniſch abgefaßt. Allmählich wurde Franzöſiſch üblicher und zwar von der vornehmen Welt her, die ja ſchon ſeit Jahrhunderten in Paris ihre höhere Bildung und angenehmen Aufenthalt ſuchte. Man kann das Jahr 1714 als den Zeitpunkt nennen, wo die jüngere Tochterſprache über die römiſche Mutter den Vorrang gewann, denn in dieſem Jahre wurden die Raſtätter Friedensverhandlungen franzöſiſch geführt, und zugleich erſchien das große Werk der Monadenlehre von Leibnitz in franzöſiſcher Sprache; der größte Denker und Gelehrte Deutſchlands ging noch in ſeinen alten Tagen von der lateiniſchen zur franzöſiſchen Bücherſprache über.

Dieſe beiden fremden Sprachen waren die wichtigſten Lehrfächer in aller höheren deutſchen Schul- und häuslichen Erziehung; ehe das Knäblein ſonſt etwas Geſcheidtes wußte, mußte es mensam deklinieren oder franzöſiſch parlieren lernen. Die Schulmeiſter bevorzugten das Lateiniſche; die Vornehmen ſahen im Franzöſiſchen ihre Sprache. Es war für ſie ein Hauptmittel, ſich vom niederen Volke abzuſondern, und auf ein Fernhalten des Pöbels ging ja immer ihr erſtes Beſtreben. Die franzöſiſche Sprache war leicht zu erlernen, denn ſie war einfach im Satzbau, beſchränkt im Wortſchatz und namentlich durch-

aus geregelt; eine Akademie legte den Sinn der Worte fest, und es gab eine Anzahl Muster-Autoren, deren Werke angenehm zu lesen waren. „Die ausgebildete Hof- und Weltsprache" nennt Goethe das Französische. Die deutsche Sprache dagegen war allerdings kräftig, reich, innig, mannigfaltig, tief, und Logau schon hatte mit Recht betont:

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarren, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, kosen, tändeln, lachen.

Aber es ist noch heute eine Sprache, in der man sich nie auslernt; damals aber fehlten viele Regeln und Vorbilder, die uns Späteren die rechten Wege zeigen. Jedermann hatte mit seiner heimischen Mundart zu ringen, wenn er Schriftdeutsch reden oder schreiben wollte; sobald er sich in eine andere Landschaft begab — man denke an den jungen Goethe in Leipzig —, wurden seine Aussprache und sein Stil belächelt. Wie man sich eigentlich ausdrücken oder seltenere Worte richtig schreiben müsse, blieb immer zweifelhaft. Wir haben Zeugnisse von 1795 und 1802, daß Wieland, Goethe und Schiller stets ihren Adelung bei der Hand haben mußten (St. m. G. 4, 68); der „Adelung" war ein grammatisch-kritisches Wörterbuch, das 1774 bis 1786 zum ersten und 1793 bis 1801 zum zweiten Male erschien. Wir könnten aber auch auf berühmte Schriftsteller jener Zeit, etwa auf den vorhin genannten Klinger, hinweisen, in deren Handschriften fast jede Zeile einen groben Verstoß gegen die Rechtschreibung oder Formenlehre oder Satzbaulehre enthält. Auch Goethe bedurfte der verbessernden Gehilfen.

Heute gilt Jeder für ungebildet, der den dritten und vierten Fall der Haupt- und Fürwörter nicht aus einander halten kann: im achtzehnten Jahrhundert erwarben diese Fähigkeit nur wenige Auserwählte. Wir lächeln schon, wenn wir die (unverbesserten) deutschen Briefe der berühmten Männer und Frauen jener Zeit lesen; wir würden aber kaum den schuldigen Respekt bewahren können, wenn König Friedrich oder Kaiser Joseph oder auch Friedrich Schiller plötzlich vor uns stünden und ihr Deutsch ertönen ließen. — —

Das war nun ein böser Kreislauf: weil das Deutsche einer ungepflegten, holprigen, löchrigen, das Französische dagegen einer glatt gebahnten Straße glich, sprachen und schrieben viele Deutsche, namentlich der Adel und was vornehm sein wollte, lieber französisch. Und hingegen: weil die Vornehmen, Gelehrten und Begabten ihre Muttersprache nicht pflegten und ausbildeten, blieb sie plump und ungehobelt. Die Mehrsprachigkeit führte nun aber auch zu dem weiteren Übel der Sprachmengerei. Wer eine fremde Sprache viel liest und selber braucht, nimmt ihre Worte und Wendungen unwillkürlich in die einheimische mit hinüber; wer die fremde Zunge nur wenig kennt, läßt dies Wenige gern in seine Rede fließen, um seine Bildung zu zeigen; und so ist es gekommen, daß die ausdrucksfähigste und reichste aller Sprachen, die deutsche, sich aus dem Lateinischen und Französischen viele tausende von Worten und Redensarten lieh und sich den Anschein zuzog, als ob sie die einfachsten Dinge nicht zu bezeichnen im stande sei. Wir leiden noch jetzt unter diesem schimpflichen

Zustande; im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert trug der deutsche Geist aber einen noch ärger geflickten Bettlermantel. Wir können uns zum Beispiel die Umgangssprache am Hofe der Herzogin Amalie von Weimar nicht schauderhaft genug vorstellen: thüringisches und braunschweigisches Deutsch durchflochten mit schlechtem Konversations-Französisch und besetzt mit Brocken von Amtslatein! Karl v. Lyncker schildert es uns in seinen Erinnerungen (Am weimarischen Hofe*), S. 16); auch Goethe weist in ‚Dichtung und Wahrheit' (7. Buch) auf diese Zustände hin:

Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprache gewiesen, konnte seine eigene unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nötiger- und unnötigerweise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke zu bedienen. Der Deutsche . . . begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dies sollte aber auch in der Muttersprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte.

Man hat es Goethen verdacht, daß er 1790 in den Venedischen Epigrammen (im Vergleich zu den Arbeitsstoffen der bildenden Künstler) die deutsche Sprache „den schlechtesten Stoff" nannte, mit dem er als Künstler habe ringen müssen. Sein Urteil ist ungerecht,

*) Am weimarischen Hofe. Unter Amalie und Carl August. Erinnerungen von Karl Frhrn. v. Lyncker. Herausgegeben von seiner Großnichte Maria Scheller. Mit acht Bildnissen. Berlin 1912, E. S. Mittler & Sohn.

denn gerade Goethe hätte als franzöſiſcher Dichter nicht ſeine halbe Kraft entfalten können; in ſeinen ſchönſten Stellen leiſtet nicht nur der Dichter, ſondern auch die deutſche Sprache Wundervolles. Aber wir zweifeln doch nicht, daß er jenes Urteil aus gefühlter Erfahrung ausſprach, und können ihm, was er meinte, nachempfinden, wenn wir etwa die deutſchen Schriftſteller zur Hand nehmen, die er als Kind in ſeines Vaters Bücherſammlung vorfand.

* * *

Es war ſchon von jenem unbeſtimmten Lande die Rede, das zwiſchen Deutſchland und Frankreich liegt. Unter deſſen Bewohnern machten franzöſiſch redende Proteſtanten ſeit Kalvins Zeiten einen großen Teil aus. Sie waren für die Deutſchen, die in franzöſiſcher Sprache und Kultur fortſchreiten wollten, die natürlichen Vermittler; wie denn ja die Weſtſchweiz bis auf den heutigen Tag das Land der Erzieherinnen, Erzieher und Erziehungsſtätten geblieben iſt. Ein nicht geringer Teil der franzöſiſchen Proteſtanten wurde nun aber aus der Heimat vertrieben, als Ludwig der Vierzehnte ſich zu dem großen Fehler bereden ließ, die ſeit 1598 durch das „Edikt von Nantes“ beſtehende Duldung des reformierten Bekenntniſſes und Gottesdienſtes aufzuheben. In den Jahren 1681–86 flohen 200000 Menſchen beſter Art vor den grauſamen Bedrängern; Viele davon ſchufen ſich in deutſchen Städten eine neue Heimat; ſo entſtand zum Beiſpiel eine recht beträchtliche franzöſiſche reformierte Gemeinde in Berlin. Dieſe vom Schickſal ſchwer geprüften Auswanderer erwieſen ſich als beſonders geſchickte Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute, zugleich

auch als sittliche, nüchterne, ruhige Bürger; sie genossen also ein hohes Ansehen. Und sie selber oder ihre Söhne und Töchter waren von Anfang an die geeignetsten Erzieher der Jugend zur französischen Sprache und Kultur und überhaupt zur Gesittung und Wissenschaft. Welche Bedeutung Das hatte, zeigt der große konservative Patriot Friedrich Ludwig v. d. Marwitz in den Nachrichten aus seinem Leben. Er ist 1777 geboren; seine eigene Mutter entstammte einem Adelsgeschlechte der Kolonie:

„In Berlin war damals, mehr noch als in anderen deutschen Städten, bei Hof und unter dem Adel die französische Sprache allgemein. Dies rührte weit weniger, wie späterhin Schriftsteller es sich wohl eingebildet und verbreitet haben, von Friedrichs des Großen Vorliebe für diese Sprache her . . ., als von der zahlreichen Ansiedelung der französischen Refugiés in Berlin. Da seit dieser Ansiedelung schon hundert Jahre verstrichen waren, so waren die französischen adeligen Familien schon mit allen einheimischen verschwägert. In dem Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannsstande war Dies zwar weniger der Fall, weil die Sprache hier noch ein Hindernis des Bekanntwerdens war. Da aber die französischen Kaufleute und Fabrikanten die geschicktesten und in vielen Fächern die einzigen waren, so war mit Diesen der meiste Verkehr, und in allen Kaufläden wurde französisch gesprochen. Auch verursachte die äußere feinere Bildung, daß die Erzieherinnen beinahe ausschließlich aus den Refugiés genommen wurden. Im Durchschnitt waren damals die älteren Leute die Enkel der Eingewanderten. Diese sprachen zwar schon sämtlich deutsch, aber schlecht und mit sehr merklichem Akzent; wenn sie sich deutlich ausdrücken wollten, mußten sie französisch sprechen. Die ganz alten Leute, etwa noch Söhne der wirklichen Refugiés, konnten gar kein Deutsch. Die Kolonie hatte damals noch fünf Kirchen in Berlin, die stets ganz gefüllt waren, und da die französischen Prediger für die besten galten, so wurden sie auch von den Deutschen, die französisch konnten, also schon von dem ganzen

Adel häufig beſucht. Ich bin in meiner Kindheit weit öfter in der franzöſiſchen, als in der deutſchen Kirche geweſen.

In den verfloſſenen fünfzig Jahren hat ſich Alles verändert. Die vierte und fünfte Generation iſt herangewachſen. In allen Ständen hat eine gänzliche Vermiſchung mit den Deutſchen ſtattgefunden; ſehr Viele führen jetzt noch franzöſiſche Namen und können kein Wort Franzöſiſch mehr. Ihre Kirchen ſtehen leer.

Ich lernte alſo von Kindesbeinen an Franzöſiſch mit dem Deutſchen zugleich. In dem Hauſe meiner Eltern ward beſtändig franzöſiſch geſprochen wie in allen andern zu damaliger Zeit, mit denen wir Umgang hatten. Aber ſchon in meinen Kinderjahren trat die oben erwähnte Veränderung ein: das Deutſche gewann die Oberhand, und ſchon meine jüngſten Geſchwiſter, zehn bis fünfzehn Jahre jünger wie ich, konnten deſſen nicht mehr als Kinder durch die bloße Übung mächtig werden, ſondern mußten es nach Regeln erlernen.

Außer dieſen höchſt wünſchenswerten Neubürgern gab es in den deutſchen Städten, beſonders den Hofſtädten, noch eine weſentlich andere Art Franzoſen: Diejenigen, die bei den Fürſten, dem hohen Adel und den reichen Bürgern ihr Glück machen wollten, teils durch ihre Künſte, teils durch ihren Geiſt, teils durch die bloße ſchöne Perſönlichkeit oder auch ohne alles Verdienſt noch Würdigkeit. Es waren Tanzmeiſter, Fechtmeiſter, Zeichenlehrer, Köche, Paſteten- und Zuckerbäcker, Perückenmacher, Kammerdiener, Händler, Schauſpieler, Abenteurer, Tauſendkünſtler, Falſchſpieler wie Leſſings Riccaut de la Marlinière, und aus dem ſchönen Geſchlecht Kammerfrauen, Putzmacherinnen und was man jetzt Lebedamen nennt. Dieſe Fremden, die ſich in Deutſchland auf kürzere oder längere Zeit ein warmes Plätzchen ſuchten, wurden natürlich nicht höher eingeſchätzt, als ſie verdienten; den Fremdling, der

bei uns Geld verdienen will, sehen wir allemal von oben herunter an. Vielleicht hielt man sie zu rasch für bloße Schwadronöre und Windbeutel; jedenfalls waren auch unter diesen Köchen, Reitlehrern usw. treffliche Menschen, die zur wachsenden deutschen Kultur doch auch ihr Teilchen beigetragen haben.

* * *

Immer wieder ist zu bedenken, daß die Deutschen nach dem Dreißigjährigen Kriege auf ein Jahrhundert hinaus wirklich recht gut daran taten, von den Franzosen zu lernen. Gottsched war durchaus ein deutschgesinnter Mann; er verlangte als Patriot im Theater die Befolgung des französischen Vorbilds. Handelte es sich bei Andern vielfach auch nur um Manieren, Zeremonien, Formen, so gilt doch auch davon Goethes spätere Lehre, daß sich das Äußere und Innere nicht trennen läßt. Er hat denn auch immer die Franzosen als unsere Vorgänger in der Politur und Kultur geehrt. „Welche unendliche Kultur ist schon an den Franzosen vorübergegangen, wo wir Deutsche noch ungeschlachte Bursche waren!" So rief er im Alter einmal aus; und vorhin schon lasen wir die Stelle: „Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen, tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden."

So war das Eindringen der Franzosen und des französischen Wesens im Ganzen zuträglich. Wenn Dem gegenüber auf die Verschwendung, Prunkerei und Mätressenwirtschaft der kleinen deutschen Fürsten hingewiesen

wird, die dem 14ten und 15ten Ludwig nachahmten, ſo kann man wohl fragen, ob ſie ohne dieſe Vorbilder edler und enthaltſamer geweſen wären; einige haben vielleicht nur darum allerlei Künſte gefördert, weil ſie in Paris und Verſailles ſtatt der altdeutſchen Freſſerei und Sauferei eine verfeinerte Genußſucht wahrnahmen. In einzelnen Fällen war freilich die Bevorzugung der Franzoſen ungerecht. So ſcheiterte das kühne Hamburger Nationaltheater, an dem Leſſing Berater war, zum Teil deshalb, weil franzöſiſche Schauſpieler in die Stadt kamen und mehr Zulauf hatten als die Truppe, in der ein Ekhof mitwirkte. Unvergeßlich iſt auch, daß Friedrich der Große 1765, als der Poſten des Königlichen Bibliothekars zu beſetzen war, von Leſſing, den man ihm ſehr warm empfahl, nichts hören wollte, weil Voltaire einmal abfällig über dieſen deutſchen Gelehrten geurteilt hatte. Der arme Leſſing blieb ein Vogel ohne Neſt, und das Amt bekam ein franzöſiſcher Benediktiner Pernetty, der ſich recht untauglich erwies.

Es iſt bekannt, daß Goethe ſogar dieſer Ungerechtigkeit Friedrichs gegen die neue deutſche Literatur die gute Seite abzugewinnen wußte. Er meint, die preußiſchen und deutſchen Schriftſteller hätten gewiſſermaßen mit dem bewunderten Könige gerungen, daß er ſie anerkenne. Dies Ziel erreichten ſie zwar nicht, aber ſie erſtarkten doch im Ringen. (Dicht. u. Wahrh. 2, 7.) Und am Widerſtreben gegen das franzöſiſche Weſen lernten ja auch die Deutſchen erſt ſich ſelber als Volk empfinden und ihre eigenen Vorzüge, ihren eigenen Beſitz ſchätzen.

2. Goethes Verhältnis zu den Franzoſen.

Achtzehntes Jahrhundert.

Schon in früher Kindheit lernte Goethe verſchiedene Arten der Franzoſen kennen. Seine Vaterſtadt lag an großen Verkehrsſtraßen und war zu den Meßzeiten eine Stätte lebhaften Handels und mancherlei Vergnügungen. Da ſah man unter den Reiſenden und Verweilenden oft auch die weſtlichen Nachbarn. Als Wolfgang vier Jahre alt war, wurde Voltaire auf der Fahrt durch Frankfurt verhaftet und einige Tage gefangen gehalten, denn König Friedrich hatte damals Urſache, ſeinem bisher verhätſchelten Freunde zu grollen und zu mißtrauen. In Frankfurt gab es namentlich auch eine franzöſiſche reformierte Gemeinde. Dieſe Fremden waren eingewandert und zugelaſſen, als die kirchliche Verfaſſung der Stadt bereits die Rechte der Lutheraner und Katholiken feſtgelegt, andere Glaubenslehren dagegen ausgeſchloſſen hatte. So konnten die neuen Reformierten in der Stadt ſelbſt keine Schulen und Kirchen haben; ſie mußten ſich vor den Toren eine Verſammlungsſtätte einrichten. Aber ihre Verweiſung ins Dorf gereichte ihnen bald zur Auszeichnung, denn ſie brachten es raſch zu Wohlſtand und konnten in glänzenden Kutſchen am Sonntagmorgen zu ihrem Gottesdienſte hinaus fahren, an den Lutheriſchen und Katholiſchen vorbei, die zu Fuße ihre Kirchen aufſuchten. Der Knabe Goethe begab ſich

manchmal mit ihnen nach Bockenheim, um französische Predigten zu hören.

Wie anderwärts, so stellte auch in Frankfurt die Kolonie manche Lehrer und Lehrerinnen für die Alteingesessenen; auch der Knabe Goethe lernte sein erstes Französisch bei Marie Magdeleine Gachet. Da nun aber seine väterliche Familie gleichfalls zu den Eingewanderten und Aufstrebenden gehörte, so fanden er und seine Schwester ihre ranggleichen Jugendgefährten großenteils unter diesen halbfranzösischen, halbdeutschen Reformierten.

In wieder ganz neuen Gestalten zeigte sich die berühmte Nation dem zehnjährigen Knaben, als die Franzosen im Kriege gegen Brandenburg-Preußen Frankfurt besetzten und sich dort häuslich einrichteten. Auch im Vaterhause gab es interessante Einquartierung, einen „Königsleutnant". Ebenso reizvoll war die Schauspielergesellschaft, die die französischen Truppen unterhalten sollte oder wollte. Der Enkel des Bürgermeisters bekam eine Freikarte; er lernte nun im empfänglichsten Alter das französische Theater kennen und natürlich auch lieben.

Von der Komödie verstand ich am wenigsten, weil sie geschwind gesprochen wurde und sich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam seltener vor, und der gemessene Schritt, das Taktartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten sie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, so nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand und deklamierte mir die Stücke nach theatralischer Art und Weise, wie sie das Organ meines Ohres und das ihm so genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zusammenhang hätte verstehen

können. Ja, ich lernte ganze Stellen auswendig und rezitierte ſie, wie ein eingelernter Sprachvogel . . .

Das verſifizierte franzöſiſche Luſtſpiel war damals ſehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chauſſée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteriſtiſchen Figuren. Von den Molièreſchen iſt mir weniger im Sinn geblieben. Was am meiſten Eindruck auf mich machte, war die Hypermneſtra von Lemierre, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde.

Höchſt anmutig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin auf mich machten. Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen . . .

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderots ‚Hausvater' und die ‚Philoſophen' von Paliſſot geſehen habe und mich in letzterem Stück des Philoſophen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnere. (Dicht. u. Wahrh. 3. B.)

Berufskomödianten erwecken allemal auch die Luſt zum Liebhabertheater. Der Knabe Goethe war nach ein paar Monaten Theaterbeſuch im Franzöſiſchen ſicher genug, um in Racines ‚Britannicus', den man in einem vornehmen Hauſe von Kindern aufführen ließ, eine Hauptrolle zu ſpielen. Sechs Jahre ſpäter ſchrieb er ſeine Briefe ebenſo bequem und gleich oft in franzöſiſcher wie in deutſcher Sprache; auch als Dichter franzöſiſcher Verſe war der Siebzehn- und Achtzehnjährige recht gewandt. In alten Jahren glaubte Goethe, er habe ſein Franzöſiſch ganz ohne Unterricht gelernt; da hatte er jene Mademoiſelle Gachet vergeſſen und dachte nicht daran, daß außer ſeinem Vater auch der Penſionatsvorſteher Pfeil, der eine Baſe des Vaters zur Frau hatte, ihn gelegentlich in die grammatiſche Schule genommen.

In der Hauptſache hatte er ſich freilich die fremde Sprache angeeignet, wie Kinder ihre Mutterſprache gewinnen: hörend, auffangend, nachplappernd. Und er trat in eine Geſellſchaft ein, wo er nie außer Übung kam. Seine erſte Univerſitätsſtadt hieß ſchon vor ihm ein Klein-Paris, und der Satz „es bildet ſeine Leute" meint eine Art franzöſiſche Bildung. Das Theater zum Beiſpiel, das Goethe hier vorfand, war nur in der Sprache von dem franzöſiſchen unterſchieden, wie er es von Frankfurt her kannte: Stoff, Form, Gehalt der Stücke waren gleich. Und wir tun auch dem Leipziger Studenten Goethe kein Unrecht, wenn wir urteilen: er hätte ebenſo gut ein Franzoſe ſein und ſeine Gedichte und Dramata ebenſo gut auf franzöſiſch ſchreiben können. Die Schriftſteller, die ihn damals beeinflußten, waren entweder Franzoſen: Voltaire, Rouſſeau, oder ſtanden nicht weit ab: Wieland und die Anakreontiker.

Nach Allem, was wir bisher bedachten, nimmt es uns auch nicht Wunder, daß Goethe im Einverſtändnis mit ſeinem Vater als zweite Univerſität das zu Frankreich gehörige Straßburg wählte. Wohlgemerkt: er wollte ſich nicht auch einmal im fremden Lande umſehen und weiterbilden, ſondern Abſchluß ſeiner Studien, Examen und Titelgewinnung waren das vorgeſetzte Ziel. Und als er es erreichte, dachte er ſogar eine Zeit lang, er könnte wohl als Profeſſor in Straßburg leben oder in Paris Vorſteher der elſäſſiſchen Kanzlei werden. Daran, daß dieſer Gedanke nicht größer wurde, hinderte ihn jedenfalls nicht die Erinnerung, daß er ein deutſcher Reichsbürger war; politiſch war er ſo unbefangen wie alle Welt.

Wohl aber trat jetzt die andere Tatsache vor ihn, daß der Deutschgeborene, wenn er sich auch recht gut in die französische Sprache und Gedankenwelt gefunden hat, dennoch kein vollkommener Franzose wird und daß ihn namentlich die echten Franzosen nicht als Ihresgleichen anerkennen. Gerade seine französische Sprache, die er so leicht und frei beherrschte, bereitete ihm Verdruß.

Die Franzosen, welche sich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, sind gegen Fremde, die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig; sie werden Niemanden über irgend einen Fehler auslachen oder ihn deshalb ohne Umschweif tadeln. Da sie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache gesündigt wird, so haben sie die Art, eben Dasselbe, was man gesagt hat, mit einer anderen Wendung zu wiederholen und gleichsam höflich zu bekräftigen, sich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen sollen, zu bedienen und auf diese Weise den Verständigen und Aufmerksamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So sehr man nun, wenn es einem ernst ist, wenn man Selbstverleugnung genug hat, sich für einen Schüler zu geben, hierbei gewinnt und gefördert wird, so fühlt man sich doch immer einigermaßen gedemütigt und, da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzusehr unterbrochen, ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Gespräch fallen. Dies begegnete besonders mir vor Anderen, indem ich immer etwas Interessantes zu sagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen und nicht immer bloß auf den Ausdruck zurückgewiesen sein wollte; ein Fall, der bei mir öfter eintrat, weil mein Französisch viel buntscheckiger war als Das irgend eines anderen Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten, so wie die Akzentuationen gemerkt, und dieses babylonische Idiom sollte sich durch ein wunderliches Ingrediens noch mehr verwirren, indem ich den französischen refor-

mierten Geiſtlichen gern zuhörte. Aber auch hiermit ſollte es noch nicht genug ſein: denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutſchheit des ſechzehnten Jahrhunderts gewieſen ward, ſo ſchloß ich gar bald auch die Franzoſen jener herrlichen Epoche in dieſe Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde und erregten in mir Anteil und Bewunderung. Alle dieſe verſchiedenen Elemente bewegten ſich nun in meiner Rede chaotiſch durcheinander, ſo daß für den Zuhörer die Intention über dem wunderlichen Ausdruck meiſt verloren ging, ja, daß ein gebildeter Franzoſe mich nicht mehr höflich zurechtweiſen, ſondern geradezu tadeln und ſchulmeiſtern mußte. Abermals ging es mir alſo hier wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich diesmal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, ſo gut als andere Provinzen idiotiſch zu ſprechen, zurückziehen konnte, ſondern hier, auf fremdem Grund und Boden, mich einmal hergebrachten Geſetzen fügen ſollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wohl hierein ergeben, wenn uns nicht ein böſer Genius in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, franzöſiſch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben; denn ein geübtes Ohr höre den Deutſchen, den Italiener, den Engländer unter ſeiner franzöſiſchen Maske gar wohl heraus. Geduldet werde man, aber keineswegs in den Schoß der einzig ſprachſeligen Kirche aufgenommen. (Dicht. u. Wahrh.)

Was aber von der Sprache galt, zeigte ſich auch anderwärts. Zwiſchen den Franzoſen und den Elſäſſern, in deren Geſellſchaft Goethe lebte, beſtand kein politiſcher oder ſonſtiger Haß; aber man empfand bei der engen Nachbarſchaft doch oft die Unterſchiede. Neckereien und kleine Reibereien blieben nicht aus; die Elſäſſer verharrten um ſo feſter in ihrer Sprache und ihren Sitten. Beſonders verdrießlich war die Behauptung der Franzoſen, daß nur bei ihnen der gute Geſchmack zu Hauſe ſei, daß die Deutſchen ſtets in einer gewiſſen Barbarei ſtecken blieben

und sogar, wenn ein Hochbegabter, wie der preußische König, sich die größte Mühe gebe, so fehle ihm schließlich doch das Erbteil des echten Franzosen: der gute Geschmack.

Die beiden Großmächte Natur und Kultur liegen ewig im Streit; Goethe kannte seit Jahren das Evangelium Rousseaus, des französisch schreibenden Schweizers, der sich ganz auf die Seite der unverbildeten Natur stellte; unser reifender Student war außerdem, zum Teil unter Herders Einfluß, auf große Dichterwerke aufmerksam geworden, die den Regeln der französischen Kunstlehrer gar nicht entsprachen und dennoch höchst wirksam sich erwiesen; er sah immer deutlicher, daß auch das ungebildete Volk poetisch begabt ist, daß zu außerordentlichen und dauernden Leistungen angeborene Kraft und echte Begeisterung nötiger sind als Gelehrsamkeit und Geschmack. So geriet er von der Literatur, der Poesie her in einen feindlichen Gegensatz zu den Franzosen. Gerade hier in Straßburg. Er und seine Kameraden.

Schon früher und wiederholt auf die Natur gewiesen, wollten wir daher nichts gelten lassen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und den raschen derben Ausdruck desselben.

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt Die sich nicht von selber vor?

war Losung und Feldgeschrei, woran sich die Glieder unserer kleinen akademischen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Diese Maxime lag zum Grunde allen unseren geselligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner weltbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte.

Gerade die französische Literatur konnte sich nicht den Jünglingen empfehlen, die in ursprünglicher Natur und Jugendkraft das Heil erblickten.

Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergötzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der französischen Literatur niemals völlig unterbrochen gesehen. Ja, die inneren politischen und religiösen Unruhen sowohl als die äußeren Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüte gestanden haben. Durch günstige Umstände sei auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar Manches veraltet, das Lustspiel am ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse, dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneilles Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sei, den er, der allgemeinen Stimme nach, nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinahe ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existierten und vegetierten noch, in mehr oder weniger tätigem und glücklichem Alter, viele Literatoren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Sozietät auf die Schriftsteller nahm immer mehr überhand: denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und Diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten sich wechselsweise und mußten sich wechselsweise verbilden; denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die französische Kritik, verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Klasse bediente sich solcher Urteile gegen die Schriftsteller; die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhren so unter-

einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publikum nicht imponieren, ſo ſuchte man es zu überraſchen oder durch Demut zu gewinnen; und ſo entſprang, abgeſehen davon, was Kirche und Staat im Innerſten bewegte, eine ſolche literariſche Gärung, daß Voltaire ſelbſt ſeiner vollen Tätigkeit, ſeines ganzen Übergewichts bedurfte, um ſich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung emporzuhalten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; ſeine unermüdet fortgeſetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Beſtreben eines abgelebten Alters; gewiſſe Grundſätze, auf denen er ſeine ganze Lebenszeit beſtanden, deren Ausbreitung er ſeine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr ſchätzen und ehren; ja, ſeinen Gott, durch deſſen Bekenntnis er ſich von allem atheiſtiſchen Weſen loszuſagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und ſo mußte er ſelbſt, der Altvater und Patriarch, gerade wie ſein jüngſter Mitbewerber auf den Augenblick merken, nach neuer Gunſt haſchen, ſeinen Freunden zu viel Gutes, ſeinen Feinden zu viel Übles erzeigen und, unter dem Schein eines leidenſchaftlich wahrheitsliebenden Strebens, unwahr und falſch handeln. War es denn wohl der Mühe wert, ein ſo tätiges, großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden ſollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein ſolcher Zuſtand ſei, entging ſeinem hohen Geiſte, ſeiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte ſich manchmal ſprung- und ſtoßweiſe Luft, ließ ſeiner Laune den Zügel ſchießen und hieb mit ein paar Fechterſtreichen über die Schnur, wobei ſich meiſt Freunde und Feinde unwillig gebärdeten: denn Jedermann glaubte ihn zu überſehen, obſchon Niemand es ihm gleich tun konnte. Ein Publikum, das immer nur die Urteile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und Nichts iſt unzulänglicher als ein reifes Urteil, von einem unreifen Geiſte aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen bei einer deutſchen Natur- und Wahrheitsliebe als beſte Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns ſelbſt und Andere immer vor Augen ſchwebte, war die parteiiſche Unredlichkeit Voltaires und die Verbildung ſo vieler würdigen Gegenſtände immer mehr zum Verdruß, und wir beſtärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn.

Voltaires Spötterei über die Bibel behagte unſeren jungen Deutſchen am wenigſten; auch war ihnen die ganze franzöſiſche Aufklärungsliteratur unerfreulich.

Auf philoſophiſche Weiſe erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöſe Gegenſtände glaubten wir uns ſelbſt aufgeklärt zu haben, und ſo war der heftige Streit franzöſiſcher Philoſophen mit dem Pfaffentum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke ſtatt aller des Système de la Nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein ſolches Buch gefährlich ſein könnte. Es kam uns ſo grau, ſo kimmeriſch, ſo totenhaft vor, daß wir Mühe hatten, ſeine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Geſpenſte ſchauderten. Der Verfaſſer glaubt ſein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede verſichert, daß er, als ein abgelebter Greis, ſoeben in die Grube ſteigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle. Wir lachten ihn aus: denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt Nichts geſchätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr iſt. „Alte Kirchen haben dunkle Gläſer! — Wie Kirſchen und Beeren ſchmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ Dies waren unſere Luſt- und Leibworte; und ſo ſchien uns jenes Buch als die rechte Quinteſſenz der Greiſenheit, unſchmackhaft, ja abgeſchmackt.

Wenn wir von den Enzyklopädiſten reden hörten oder einen Band ihres ungeheuren Werkes aufſchlugen, ſo war es uns zu Mute, als wenn man zwiſchen den unzähligen bewegten Spulen und Weberſtühlen einer großen Fabrik hingeht und vor lauter Schnarren und Raſſeln, vor allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannigfaltigſte ineinander greifenden Anſtalt, in Betrachtung deſſen, was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, ſich den eigenen Rock ſelbſt verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alledem, weshalb ihn die Franzoſen tadeln, ein wahrer Deutſcher

ist. Aber auch sein Standpunkt war schon zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm stellen und an seine Seite setzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednerischer Kunst herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar sehr, seine wackeren Wilddiebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieses Gesindel hat in der Folge auf dem deutschen Parnaß nur allzusehr gewuchert. So war er es denn auch, der, wie Rousseau, von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheueren Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien.

Am ärgerlichsten war dem Jüngling, der Stärkung, Freude, Begeisterung begehrte, das Vorherrschen des Tadelns und Absprechens in der literarischen Kritik jenes greisenhaften Volkes.

Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues — aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot nationalfranzösische, herzerhebende Gegenstände dargestellt, kaum hatte ‚Die Belagerung von Calais' enthusiastischen Beifall gewonnen, so sollte schon dieses Stück mitsamt seinen vaterländischen Gesellen hohl und in jedem Sinne verwerflich sein. Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergötzt, hieß man schwach; der Name dieses Ehrenmannes war verschollen; und wie viel andere Schriftsteller müßte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urteile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müssen, wenn ich gegen Jemand, der mit dem neuesten literarischen Strome dahinfuhr, irgend einen Anteil an solchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern deutschen Gesellen denn immer verdrießlicher. Nach unseren Gesinnungen, nach unserer Natureigenheit liebten wir, die Eindrücke der Gegenstände festzuhalten, sie nur langsam zu verarbeiten und, wenn es ja sein sollte, sie so spät als möglich fahren zu lassen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgesetzte Beschäftigung lasse sich allen Dingen

etwas abgewinnen, und man müſſe durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punkt gelangen, wo ſich mit dem Urteil zugleich der Grund desſelben ausſprechen laſſe. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche franzöſiſche Welt uns manchen Vorteil und Gewinn darbiete: denn Rouſſeau hatte uns wahrhaft zugeſagt. Betrachteten wir aber ſein Leben und ſein Schickſal, ſo war er doch genötigt, den größten Lohn für Alles, was er geleiſtet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergeſſen in Paris leben durfte.

In den Satz: „So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles franzöſiſchen Weſens auf einmal bar und ledig", faßt Goethe dieſen Bericht ſchließlich zuſammen. Wir deuteten ſchon auf die poſitive Ergänzung dazu: Die freudige Aufnahme von Shakeſpeare, Oſſian, Goldſmith und anderen engliſchen Dichtern, die geſteigerte Bewunderung der Bibel, des Homer, der engliſchen und deutſchen Volkslieder. Im Jahre 1771 feierte der aus Straßburg Heimgekehrte den 14. November als den Tag, wo der Name Wilhelm im Kalender ſteht, mit einer auf dem Papier hingeworfenen Rede zur Verherrlichung Shakeſpeares. Darin verſpottet er nach Herzensluſt von den Franzoſen ſogar auch Corneille und Racine, weil ſie das griechiſche Theater zu erneuern glaubten: eher könne ein Marquis dem Alkibiades nahekommen als Corneille dem Sophokles folgen.

Französchen, was willſt du mit der griechiſchen Rüſtung? Sie iſt dir zu groß und zu ſchwer!

Darum ſind auch alle franzöſiſchen Trauerſpiele Parodien von ſich ſelbſt. Wie Das ſo regelmäßig zugeht, und daß ſie einander ähnlich ſind wie Schuhe, und auch langweilig mitunter, beſonders in genere im vierten Akte, Das wiſſen die Herren leider aus der Erfahrung.

Dann ſchlägt er auf die Schöngeiſter los, die an Shakeſpeare mäkelten.

Voltaire, der von jeher Profeſſion machte, alle Majeſtäten zu läſtern, hat ſich auch hier als ein echter Therſit bewieſen. Wäre ich Ulyſſes, er ſollte ſeinen Rücken unter meinem Zepter verzerren!

Goethe trat jetzt in ſeine blühendſten Jahre. Hatte er früher, beſonders in Leipzig, nur als ein Schüler und Nachahmer der Franzoſen und Italiener ſein Talent im Rokoko-Stil ſpielen laſſen, ſo ſtand er jetzt zwar wieder unter dem Einfluſſe von Ausländern: Briten und Griechen, oder er bewegte ſich in den altdeutſchen Formen des Hans Sachs, des Puppenſpiels und des Volksliedes; jetzt aber war er Schüler und Meiſter zugleich. Wer ihn und ſeine Dichtungen kennen lernte, empfand jetzt in ihm das „Originalgenie". Geſinnungsverwandte hatte er in Lenz, Wagner, Klinger, Heinſe, Maler Müller, namentlich auch in Klopſtock, Bürger und den Göttinger Bündlern. Die Angriffsluſt dieſer neuen Partei aber richtete ſich gegen die Franken und daheim gegen Wieland als die Verkörperung des franzöſiſchen Geiſtes in deutſcher Sprache.

Goethes Gegenſtellung zur alten weſtlichen Kultur ſchloß nicht aus, daß er in einzelnen Franzoſen Geiſtesverwandtſchaft erkannte und liebte. Rouſſeau, der Schweizer, der Enkel eines evangeliſchen Predigers, machte von je eine Ausnahme; aber auch Diderot und beſonders Mercier konnten von der deutſchen Jugend zu ihrer Partei gezählt werden. In der Muſik zeigte Gluck die deutſche Zukunftsrichtung; aber ſeine armen Landsleute waren noch nicht in der Lage, eine Umgeſtaltung

der großen Oper erſtlich annzuſtreben. Im Sing- und Liederſpiel aber konnte man den heiteren, gefälligen franzöſiſchen Stückchen nicht böſe ſein. Goethe ſelber dichtete Texte in gleichem Tone; André aus der Offenbacher Reformierten-Kolonie war ſein erſter Komponiſt; auch der ihm noch näher befreundete Chriſtoph Kayſer mußte für ihn eine geliebte Melodie Gretrys einem eigenen Gedichte anpaſſen. Wie wenig Prinzipienreiter er war, zeigte der eben zum deutſchen Shakeſpeare ausgerufene Goethe am deutlichſten, als er ſein nächſtes Drama nach dem ‚Götz v. Berlichingen' herausgab; es war der im franzöſiſchen Sinne ſchulgerechte ‚Clavigo.'[1])

Goethe fühlte auch in ſeinen deutſcheſten Jahren keinen Groll gegen Frankreich, während Klopſtock und

[1]) Es iſt ſehr begreiflich, daß ſeine franzöſiſchen Bewunderer der vieljährigen franzöſiſchen Schulung Goethes einen dauernden und ſehr guten Einfluß zuſchrieben. Gérard de Nerval meint, Goethe verdankte den Franzoſen „cette belle clarté, ce mouvement pur de style et cette méthode de progression, si rares parmi ses compatriotes, et dont les principes remontent surtout à nos grands poètes du 17. siècle." Und Blaze de Bury urteilt 1839, Goethe habe von Frankreich genommen, was ihm Deutſchland nie hätte geben können; ſeine wunderbare Harmonie entſtehe zum Teil aus perſönlichen Gaben, zum Teil aus deutſchem Idealismus, zum dritten Teil aber „de cette raison calme et droite, de cet esprit critique, de cet admirable sens commun que nous avons au plus haut dégré." Ergänzend hat Paul Baſtier angedeutet, daß ſchon Goethes Mutter den Franzoſen ganz vergeſſen laſſe, „qu'elle n'a pas vécu sous notre ciel. Dans sa bonne humeur, dans sa nature pleine de spontanéité, nous apercevons quelque chose de très voisin du caractère français."

seine Göttinger Schüler in solchem Hasse schwelgten. Ihr Haß war freilich ein recht unklares Gefühl, das sich noch gegen den schon längst heimgegangenen Karl den Großen richtete, der ihre sächsischen Vorfahren hingemetzelt hatte, auch gegen den ebenfalls verflossenen Ludwig den Vierzehnten und schlechtweg gegen alle Tyrannen und Sittenverderber. Politisch waren gerade um 1770 die Franzosen dem Deutschen Reiche gar nicht lästig oder feindlich; auch erinnern wir uns, daß man damals noch kein Bedürfnis fühlte, Staatszugehörigkeit und Volkstum zu vereinigen. Fritz Stolberg glaubte sich im Jahre 1812 zu erinnern, daß bei der Rhein- und Schweizreise, die er im Mai 1775 mit seinem Bruder Christian, dem Freiherrn v. Haugwitz und Goethe unternahm, auch in diesem Letzteren „ein patriotisches Feuer so mächtig sprühte." Gut bezeugt ist, daß Stolberg selber damals schon „die Franken" haßte, in denen er die Besieger und Mörder seiner persönlichen Vorfahren (vor tausend Jahren!) sah, daß ihm am Oberrhein das Herz weh tat „beim Anblick des bezwungenen, nun französischen Ufers", daß er eine Wiedergewinnung des Elsasses erhoffte, wenn sich erst die Deutschen ermannt und vereinigt haben würden. Goethe wird den Stolbergischen Schwärmereien gutmütig und belustigt zugestimmt haben, wie auch seine Mutter ihre Freude an den jungen Grafen hatte, die durchaus Tyrannen morden wollten und zunächst ihren Blutdurst in Rotwein stillten. Ihm selber lagen solche Gedanken sein Leben lang fern.

Auch bedeutet das ganze Sturm- und Drangwesen, gegen Goethes zweiundachtzig Jahre gehalten, doch nur eine bald vorübergehende Wachstumserscheinung. Diese Umsturzlust,

dieſer Haß gegen Politur und Kultur, trat in der Geſellſchaft anderer, von Haus aus wilderer Burſchen ſtärker hervor, als ſie eigentlich war; auch ein Führer wird ja von der Stimmung der ihm Folgenden mit ergriffen. Schon mit ſiebenundzwanzig Jahren iſt Goethe wieder einig mit der alten Schule. Wir bemerken an ihm keine Abneigung gegen die franzöſiſche Nation und ihre Literatur. Er erfreut ſich nicht nur an Rouſſeaus nachgelaſſenen Liedern, ſondern genießt auch Voltaires philoſophiſche Romane — man merkt aus ſeinen Briefen, daß deren Kenntnis in der weimariſchen Geſellſchaft vorausgeſetzt wurde — und las auch die nur mit der Hand vervielfältigte Pariſer Zeitſchrift, die damals der Deutſchfranzoſe Grimm herausgab und die man vom Gothaer Hofe geliehen bekam. Sie enthielt manche Neuheiten der franzöſiſchen Literatur, die noch nicht an die Öffentlichkeit kommen ſollten, z. B. Diderots ‚Religieuse‘ und ‚Jacques le Fataliste‘; dieſen letzteren Roman verſchlang Goethe an einem Frühlingsmorgen 1780 von 6 Uhr früh bis halb Zwölf mittags in einem Zuge, „mit unbeſchreiblicher Wolluſt.“

Als Beamter und Freund des Herzogs bewegte Goethe ſich oft in der vornehmen Welt, deren Verkehrsſprache das Franzöſiſche war. Im Sommer 1784 ſchrieb er, um ſich in der Übung zu befeſtigen, ſogar an die geliebte Frau v. Stein ſeine Briefe in dieſer Sprache und auch in ihrem leichten ſchmeichelnden Tone:

Car, si jamais je pourrai apprendre cette langue que tout le monde croit savoir, ce sera par toi, et je serai bien aise de te devoir aussi ce talent comme je te dois tant de choses qui valent mieux.

Bemerkenswert war sein Verhalten gegen Friedrich den Großen. Andere deutsche Schriftsteller haßten diesen Verächter deutscher Sprache und Dichtung wenigstens als solchen; Klopstock, der sich als Dichterkönig fühlte, richtete Oden voll maßlosen Zornes gegen ihn und vergaß völlig, daß er einen großen Menschen und Herrscher vor sich hatte. Goethe dagegen hatte sehr bald nach dem erstaunlichen, aber nicht ebenso erfreulichen Erfolg des ‚Werther' auf den Beifall der Menge wie der Vornehmen verzichtet; er grollte also auch nicht, daß Friedrich ihn niemals beachtete. Er bedachte auch wohl, was Gleim zu Friedrichs Entschuldigung stets vorbrachte: daß Dieser in seiner bildsamsten Jugend zwar geistreiche Franzosen, unter den deutschen Dichtern aber nur hölzerne, langweilige Wortemacher kennen lernte und später kaum Zeit hatte, von den Fortschritten seiner schreibenden Landsleute Kenntnis zu nehmen. Kurz, Goethe sah in Friedrich das Wesentliche, die menschliche Erhabenheit. Auch dann noch, als Dieser den Fehler beging, über die deutsche Literatur, die er so schlecht kannte, eine Schrift herauszugeben. Der ‚Götz' ward darin verächtlich erwähnt als eine »imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises«, die dem Theaterpöbel freilich zusage. Goethe fühlte sich, als er die Schrift las, wohl zu einer Erwiderung gereizt und begann sie niederzuschreiben, aber bald ließ er sie liegen. Und als dann der ehrwürdige Justus Möser in Osnabrück ungefähr in seinem Geiste geantwortet hatte, dankte er Diesem herzlich. „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes", antwortete

er an Frau v. Voigts, Mösers Tochter. „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden." Das war kein Bescheidenheits-Getue. Der Dichter der ‚Iphigenie' und des ‚Tasso' stand selber der großen französischen Kunst wieder näher als seinem eigenen wilden Jugendwerke.

Seine Sehnsucht ging freilich nicht nach Frankreich, sondern nach Italien, und er wurde, indem er nach alter deutscher Art sich auch hinfort an fremdem Wesen bereicherte, nicht Franzose, sondern Römer und Hellene. Immerhin bedeutete Das ein gutes Verhältnis zu den westlichen Nachbarn, die ja von jeher Nachfolger der Lateiner und Griechen sein wollten.

Goethe leitete dann sechsundzwanzig Jahre das weimarische Theater. Wer den Hof und die Bürgerschaft zu unterhalten übernimmt, entwickelt in sich die größte mögliche Vielseitigkeit und Unparteilichkeit; er wird im Laufe der Jahre alles Brauchbare, alles zur Abwechslung Dienliche ergreifen. So hielt es auch Goethe, und bei diesem Rundgang um die dramatische Welt kam er sogar dazu, zwei Verstragödien Voltaires von der Art, wie sie vor 30 Jahren Lessing zerrissen und vernichtet hatte, zu übertragen und aufzuführen: ‚Mahomet' und ‚Tankred'; er tat es besonders auf Wunsch Karl Augusts, der seiner Jugendliebe zur französischen Literatur treugeblieben war. „Nur bei den Franken war noch Kunst zu finden", dichtete Schiller, bei dieser Gelegenheit dem Freunde zu Hilfe eilend, und der ehemalige Verfasser der ‚Räuber'

und der ‚Millerin' rühmte jetzt diesen Franken wieder im selben Sinne, wie zwei Menschenalter vorher Gottsched getan hatte:

Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würdgen Sitz der alten Melpomene.

Von großer Bedeutung wurde dieser Rückfall in den französischen Klassizismus freilich nicht. Das Publikum ging nicht mit. Auch die Übersetzung von Racines ‚Phädra', an die Schiller seine letzte Lebenskraft wandte, tat wenig Wirkung. Goethe suchte jedoch nach wie vor auch die alten französischen Meisterwerke vorzuführen: von Racine außer der ‚Phädra' den ‚Mithridat', von Corneille den ‚Cid' und ‚Rodogune', von Voltaire außer ‚Mahomet' und ‚Tankred': ‚Zaire' und ‚Semiramis', von Molière den ‚Geizigen', den ‚Wundarzt' usw.

Bis an sein Lebensende sprach er mit Achtung und Liebe über die selben französischen Dichter, die auch er in stürmischer Jugendzeit geschmäht hatte. Schon in ‚Wilhelm Meisters Theatralischer Sendung' kommt Corneille wieder zu Ehren: „Soviel weiß ich, ein großes Herz hatte er gewiß", und der alte Goethe rühmte ihn noch stärker: „Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenseelen zu bilden; Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte, weshalb er denn von Corneille sagte, daß wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde." (Zu Eckermann, 1. April 1827.) Ein Gast meinte 1830 einmal: wenn Racine noch lebte, würde er manche Fehler vermeiden,

die ſeinen Stücken jetzt ſchadeten. „Glauben Sie mir", erwiderte ihm Goethe, „wünſchen wir uns einen neuen Racine ſelbſt mit den Fehlern des alten!" Und er fügte hinzu: „Die Meiſterwerke der franzöſiſchen Bühne bleiben Meiſterwerke für immer." (Zu Kozmian 1830.) Voltaire, der Vielſeitige, Vielgeſchäftige konnte ja nicht ebenſo unbedingt gelobt werden, aber ſeine ſtarke und reiche Begabung, ſeine Anmut waren doch mit Bewunderung anzuerkennen. In ihm und Ludwig den Vierzehnten habe ſich die franzöſiſche Nation verkörpert (oder ſpezifiziert, wie der Kanzler v. Müller es aufſchrieb), meinte Goethe am 23. April 1823.

Voltaire kommt mir immer vor wie ein Zauberer, der einen Hexenkeſſel abſchäumt. Es iſt nur Schaum, was ſein Löffel ſchöpft, aber ein verteufelter Schaum, aus einem Keſſel voll unendlicher Ingredienzien aufſiedend. (Max. u. Reſl.)

Eigentlich iſt Alles gut, was ein ſo großes Talent wie Voltaire ſchreibt, wiewohl ich nicht alle ſeine Frechheiten gelten laſſen möchte. Aber Sie [Eckermann] haben nicht unrecht, wenn Sie ſo lange bei ſeinen kleinen Gedichten an Perſonen verweilen; ſie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigſten Sachen, die er geſchrieben. Es iſt darin keine Zeile, die nicht voller Geiſt, Klarheit, Heiterkeit und Anmut wäre ... Und bei all ſeiner Freiheit und Verwegenheit hat er ſich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches faſt noch mehr ſagen will. Ich kann wohl die Kaiſerin von Öſterreich [Maria Ludovika] als eine Autorität in ſolchen Dingen anführen, die ſehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaires Gedichten an fürſtliche Perſonen keine Spur ſei, daß er je die Linie der Konvenienz überſchritten habe ... Und dann hat es wohl nie einen Poeten gegeben, dem ſein Talent jeden Augenblick ſo zur Hand war wie Voltaire. (16. Dez. 1828.)

In Diderot liebte er zugleich den älteren Lebensgenoſſen.

Seine Erzählungen: wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, wie kräftig, wie anmutig ausgeſprochen! Als uns Dies durch Grimms Korreſpondenz in einzelnen Fragmenten zukam, wie begierig faßte man es auf, wie wußte man es zu ſchätzen!

Der eigentliche Liebling Goethes aber war Molière, den er ſtets uneingeſchränkt lobte — was er zum Beiſpiel in bezug auf Shakeſpeare keineswegs tat.

Als Eckermann den Dichter des ‚Geizigen' einmal einen großen, reinen Menſchen nannte, ſtimmte Goethe freudig ein: „Ja, reiner Menſch, Das iſt das eigentliche Wort, was man von ihm ſagen kann! Es iſt an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun dieſe Großheit!" Und als die Rede auf den ‚Eingebildeten Kranken' kam, meinte er: „Wenn wir für unſere modernen Zwecke lernen wollen, uns auf dem Theater zu benehmen, ſo wäre Molière der Mann, an den wir uns zu wenden hätten". Und, nachdem er Dies an einer Scene ausgeführt, ſagte er weiter:

Ich kenne und liebe Molière ſeit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlaſſe nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu leſen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es iſt nicht bloß das vollendete künſtleriſche Verfahren, was mich an ihm entzückt, ſondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es iſt in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es ſeine angeborene ſchöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichſten Menſchen ſeines Jahrhunderts erreichen konnte.

3. Kriegszeiten.

Nach dem endlichen Abschlusse des Siebenjährigen Krieges war der bei Roßbach, Krefeld und Minden besiegte „Franke" auf ein Menschenalter hinaus für Deutschland ein friedlicher Nachbar. Unter dem unwürdigen fünfzehnten und dem unfähigen sechzehnten Ludwig wuchsen die innern Notstände und die Unzufriedenheit des Volkes gegen seine Ausbeuter immer mehr an; zu Kriegen nach außen hätten die Kräfte nicht ausgereicht.

Im Juni und Juli 1789 verbreitete sich die Kunde von den ersten Ereignissen der gewaltigen französischen Volkserhebung; überall erregte sie in den Köpfen und Herzen größte Unruhe. Wie würde dieser Umsturz enden? Die Neuschöpfung konnte sich nicht auf Frankreich beschränken!

Jetzt gab es plötzlich auch in Deutschland, wo man bisher gar wenig politisiert hatte, zwei Parteien. Die bisherigen Freundeskreise, ja die Familien waren zerrissen; wenn alte Bekannte sich begegneten, mußten sie erst vorsichtig tasten, zu welchem Heere der Andere gehöre. Und, wie die Menschen sind, verfochten die Meisten ihre Meinung heftig und ungerecht. Die Verjagung aller Fürsten schien jetzt auch solchen Leuten ein herrliches Ziel, die eben noch von der Gnade ihrer oder fremder Landesherren das Nötige und Angenehme erbeten hatten.

Goethe litt unter dieser allgemeinen Aufgeregtheit sehr. Für seine Person hatte er erst vor kurzem nach langer Prüfung sich und sein Schicksal wieder einem Fürsten, der zugleich sein Freund war, anvertraut; er war wieder

Staatsdiener geworden und stand mit dem Adel und der Beamtenschaft in freundschaftlichen Verhältnissen. An demokratische Regierungsformen hatte er nicht den geringsten Glauben; vor einer losgelassenen Menge graute es ihm. Anderseits wußte er recht gut, daß die Vorgänge in Paris und Versailles zureichende Ursachen gehabt hatten und daß auch in der Heimat von den Oberen viele Fehler begangen waren. Nach stiller Poeten-Art setzte er sich im Frühjahr 1790 mit beiden Parteien auf dem Papiere auseinander. Da schalt er auf die Demagogen:

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.
Willst du Viele befrei'n, so wag' es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich Das sei, willst du es wissen? — Versuch's!

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zugrunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Aber er erinnerte auch die vornehmen Herren an ihre Sünden:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht!

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen!
„Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!" —
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrogenen;
Seid nur redlich und so führt ihn zum Menschlichen an.

„Jene Menschen sind toll", so sagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit in Sklaven verstummt.

Im Ganzen zeigte ſich Goethe jetzt konſervativ, oder nach damaliger Benennung ariſtokratiſch und royaliſtiſch, und ſo bedeutete die franzöſiſche Revolution für ihn eine Entfremdung von vielen alten Gefährten und eine Trennung von Andern, mit denen er ſonſt wohl hätte leben können.

* * *

Ein Wunſch ſeines Herzogs führte es dann herbei, daß er, der Friedensmann, zu dem Kriege mitzog, den im Sommer 1792 die deutſchen Monarchen zum Schutze der franzöſiſchen Königsfamilie unternahmen. Jetzt endlich kam er ins eigentliche Frankreich hinein. Er dachte ſich ſchon aus, was für hübſche Sachen er aus Paris mit nach Hauſe bringen wollte; aber es war im Schickſalsbuche geſchrieben, daß er auch jetzt nur ein kleines Stückchen des Nachbarreiches ſehen ſollte — ſoweit es durch den beſtändigen Regenvorhang zu ſehen war. Er kam über Trier und Luxemburg bis Verdun und in die Orte am Weſtabhange der Argonnen.

Er ſah alſo nur weniger begünſtigte Teile des Landes; um ſo mehr fiel ihm auf, daß die Einwohner nirgends Not zu leiden ſchienen und daß ſelbſt hungernde Dorfknaben kein Kommißbrot annahmen. Sie ſeien Beſſeres gewöhnt: du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière. „Weiß und ſchwarz Brot iſt eigentlich das Schibboleth, das Feldgeſchrei zwiſchen Deutſchen und Franzoſen.“ Goethe ſpricht es nicht aus, aber man lieſt es zwiſchen den Zeilen, daß er in den weimariſchen Dörfern mehr Not

und Rückständigkeit zu sehen gewöhnt war, als er hier in den unwirtlichen Argonnen fand.

Ein von der Natur nicht gesegnetes Land, das aber denn doch seine wenigen, arbeitsamen, ordnungsliebenden, genügsamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine solche freilich geringschätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk gebaut sind die Häuser, und überall hinreichende Tätigkeit.

Die alte städtische Kultur konnte er in Verdun betrachten. Als er dort die berühmten Liköre durchgekostet und außer ihnen auch Drageen, „überzuckerte kleine Gewürzkörner in sauberen zylindrischen Deuten" eingekauft hatte, machte er eine Sendung für die Freundinnen daheim zurecht, um sie zu überzeugen, „daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen."

Überall fielen ihm die guten Sitten der Eingeborenen auf. So machten in Arlon, das jedoch schon in den österreichischen Niederlanden lag, die Einwohner einen ganz vortrefflichen Eindruck.

Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderung, wovon uns in den französischen ernsten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herübergekommen ist. Von einem solchen Zustande können wir uns in eigner vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die »petite ville« mag lächerlich sein, die „deutschen Kleinstädter" sind absurd.

Ebenso erfreute sich Goethe an der feinen Hausordnung bei einem Schmiede in Sivry, besonders an der Kinderzucht:

Die Nacht war herangekommen, die Kinder sollten zu Bette gehen; sie näherten sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten sich, küßten ihnen die Hand und sagten: Bon soir, Papa! bon soir, Maman! mit wünschenswerter Anmut.

Aber viel deutlicher sah und empfand jetzt Goethe doch das neue Frankreich. Es geschah ja das ganz Unerwartete: die berühmten deutschen Heere, die sich fast geschämt hatten, gegen die Horden der Rebellen kämpfen zu sollen, mußten vor ihnen zurückweichen. Am 19. September 1792 sprach Goethe nach der Kanonade von Valmy den berühmten Satz: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus." Jetzt zeigte sich zum ersten Male seit dem Altertume ein für sein Vaterland kämpfendes Volk. Dieser Feldzug, der noch in den Kabinetten der Fürsten beschlossen worden war, erwies sich als ein elendes Gemächte, sobald die Nation, in deren Angelegenheiten man sich mischen wollte, den hohen Herren des Auslands entgegen trat und ihnen die Tür wies. Jetzt war der Krieg auch nicht mehr eine bloße Angelegenheit der Berufssoldaten; aus den neuen französischen Volksrechten heraus erwuchsen die Landwehr und der Landsturm. „In der Gegend von Reims", heißt es in Goethes Berichte acht Tage nach Valmy, „sollten sich zwanzigtausend Bauern zusammengerottet haben, mit Feldgerät und wild-ergriffenen Naturwaffen versehen; die Sorge war groß, auch Diese möchten auf uns losbrechen."

* * *

Bald drangen die in ihrem Lande aufgestörten Franzosen über die Grenzen; sie eroberten recht schnell

und leicht die Niederlande und die deutschen Länder am Rhein; sie verkündigten den dortigen Völkern ihr Freiheits-Evangelium und wurden an vielen Orten freudig aufgenommen. Die Anhänger des Alten flohen vor ihnen: unser Dichter kannte Viele dieser Flüchtlinge und fühlte ihre Erlebnisse im Herzen mit. In den ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter' gestaltete er diese Eindrücke, besonders aber 1796 in ‚Hermann und Dorothea'. Der Vorsteher einer linksrheinischen Gemeinde schildert da den raschen Wechsel der Ereignisse, und wie man die Franzosen kennen lernte:

Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der sämtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben. Es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Mut und der Geist und die Sprache?
Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und Die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele

Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmut.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte.
Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vorteil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern und raubten im großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Not, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei: sie waren die Herren des Tages.

Da fiel Kummer und Wut auch selbst ein gelaßnes Gemüt an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.

Ein Stück dieses Kampfes sah Goethe 1793 mit eigenen Augen. Er wohnte, wiederum auf Wunsch seines Herzogs, der Belagerung von Mainz bei, das die

Franzosen sehr leicht gewonnen hatten. Am 24. Juli mußten sie es räumen:

Den Zug sahen wir in aller seiner Feierlichkeit herankommen. Angeführt durch preußische Reiterei, folgte zuerst die französische Garnison. Seltsamer war nichts, als wie sich dieser Zug ankündigte: eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, trappelten heran, als habe der König Edwin seinen Berg aufgetan und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferde heraufritten; sie waren ganz still bis gegen uns herangezogen, als ihre Musik den Marseiller Marsch anstimmte. Dieses revolutionäre Te Deum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so mutig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange, hagere Männer von gewissen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man sie dem Don Quixote vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig.

Die deutschen Fürsten blieben nicht lange einig; also wandte sich auch der Sieg von ihnen. Ein Gebiet nach dem andern fiel in die Hände der Franzosen. Deren Führer und Soldaten waren von einer überwältigenden Kriegstüchtigkeit; die Potsdamer Wachtparade verlor ihre Glorie. Thüringen blieb lange verschont; dagegen war Frankfurt wieder einmal von den Franzosen erobert gewesen, als Goethe im Sommer 1797 die Vaterstadt besuchte. Wie er seinem Amtskollegen, dem Geheimrat Voigt, schrieb, hörte er in Frankfurt „am liebsten diejenigen Personen sprechen, die, ihrer Geschäfte und Ver-

hältnisse wegen . . . besonders mit den Franzosen mancherlei zu schaffen gehabt haben und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als einer Seite kennen lernten." Und er schilderte nach, was man ihm erzählt hatte.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still. Er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt und in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich darin befinden, anstatt daß der Österreicher still, ruhig und ohne Äußerung irgend einer Leidenschaft gerade vor sich hinlebt.

Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig; sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann manches, um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen. Weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich gleich als bons enfants und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manche Erpressungsgeschichten unter allerlei Vorwänden, wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Kavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahlen solle. Als man sich dessen geweigert, so setzten sie so viel Wagen in Requisition, als nötig sei, um diesen Mist nach Frankreich zu führen: da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen.

An einigen andern Orten behauptet man: der abreisende General lasse sich jederzeit bestehlen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können.

Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden.

Besonders ist jetzt der gemeine Mann sehr auf's Geld begierig, weil er keins erhält, ob er gleich genährt wird, und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Façon zu erpressen und zu erschleichen. So hält z. E. auf dem Wege nach den Bädern jede ausgestellte Post die Reisenden an, untersucht die Pässe und ersinnt alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trink-

geld gar leicht hebt. Man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herumdisputieren will, endlich ohne Geld durch.

Als Einquartierung in der Stadt haben sie sowohl das erste als zweite Mal gutes Lob; dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen Alles, was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generäle wird die große Ordnung und Tätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung Aller nach einem Zweck. Ihre Generäle, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebenen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben das Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten, sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nötig sei. Zu Wiesbaden forderte ein Trierischer Offizier einen französischen General heraus; Dieser ließ ihn sogleich arretieren und über die Grenze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse und daß eine solche Nation in mehr als einem Sinne fürchterlich sei.

Das neue Heer erweckte Bewunderung; über die französische Revolution dagegen lernte Goethe keineswegs freundlicher denken. „Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück," schrieb er 1796 auf. In Paris herrschten Blutgier und Wahnsinn. Goethe kannte diese schaudervolle Entwicklung auch aus vielen Unterhaltungen mit Emigrierten. Zuerst hatte er die Aristokraten, die an der Kampagne von 1792 teilnahmen, gehört; bald lernte er dann die vornehmen Familien und die Geistlichen kennen, denen Herzog Karl August in Eisenach und

Weimar zeitweilige Unterkunft gab. Viele dieſer aus Frankreich Vertriebenen verſcherzten ſich das Mitleid, das man ihnen entgegenbrachte, ſehr raſch; ſie waren ein leichtfertiges, unnützes, oberflächliches, durch und durch eigennütziges vornehmes Geſindel. Aber unter ihnen gab es doch auch vortreffliche Menſchen, die ihr Unglück mit echter Würde oder gutem Humor trugen und die man als Bereicherung der gebildeten Geſellſchaft wohl ſchätzen konnte. So waren in Weimar ein Graf Dumanoir, ein Marquis Fumel und Andere bald einheimiſch. Hier betätigte ſich als Vorſteher einer vornehmen Lehranſtalt namentlich auch Mounier, der 1789 Präſident der Nationalverſammlung geweſen war; jetzt erklärte er, er wolle lieber in einem von Schlotfegern als in einem von Philoſophen regierten Lande leben. Auch Camille Jordan, einſt ein Mitglied des Rates der Fünfhundert, dann zur Deportation verurteilt, vor der er ſich durch die Flucht rettete, hielt ſich längere Zeit in Weimar auf. Desgleichen einige Jahre ſpäter die berühmte Frau v. Staël und ihr Freund Benjamin Conſtant, ein Denker, der den Deutſchen ſehr nahe ſtand. Man darf es wohl auf Geſpräche mit dieſen Perſonen zurückführen, daß Goethe noch 1824 einen Verfaſſungsſtaat für Frankreich nicht angebracht hielt: das Volk habe zu viele verdorbene Elemente in ſich.

Es iſt in Frankreich Alles durch Beſtechungen zu erreichen; ja, die ganze franzöſiſche Revolution iſt durch Beſtechungen geleitet worden. (Zu Eckermann, 29. Februar 1824.)

* * *

Napoleon war der Bändiger der Revolution. Nach der Gesetzmäßigkeit in Frankreich würde er auch den Frieden in Europa wieder herstellen: so hofften Viele. Kein Wunder, daß ihn Goethe bewunderte, denn seine größte politische Sehnsucht richtete sich immer auf feste Zustände, die dem Einzelnen gestatten, in seinem Bezirke sein Bestes zu leisten und daneben das Gute, was uns das Leben gönnt, zu genießen.

Einstweilen folgte freilich noch immer Krieg auf Krieg. Mit dem Ruhme Napoleons wuchs auch das Ansehen seiner Offiziere und Soldaten. Im Vergleich zu den vormals berühmten Preußen erschienen sie als stolze, freie Männer. So hörte sie auch im Sommer 1806 Goethe in Karlsbad rühmen.

Über eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher, aus Bayern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, soweit es ihn in seinem Kreise fördert, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; Dies aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist dessenungeachtet über Jeden und Alle hervorragend blieb und von Raisonneurs nichts zu fürchten hatte.

In diesem Sommer 1806 ward auch Thüringen von den Heerscharen überflutet; die entscheidende Schlacht geschah am 14. Oktober in nächster Nähe von Goethes Wohnstädten Weimar und Jena. Er zweifelte schon vorher nicht an der Niederlage der Preußen; und als man den kommenden französischen Sieg als ein Unglück

beklagen wollte, antwortete er bitter: Die Franzoſen hätten ja ſchon längſt die Welt überwunden, dazu hätte es keines Bonaparte mehr bedurft! Er meinte die franzöſiſche Sprache des Adels, die alten Kolonien der Refugiés, die neuen der politiſchen Emigranten, die vorgezogenen franzöſiſchen Kammerdiener, die Köche, die Kaufleute uſw. Alle Dieſe wären ja längſt eine zweite Nation in Deutſchland. Wir wären verkauft und verraten. (Frau v. Stein an ihren Sohn Fritz, 12. Okt. 1806.)

* * *

Als man nach einigen Wochen zur Ruhe kam, beſtand der kleine Staat, dem Goethe ſeit dreißig Jahren als Beamter angehörte — er war jetzt der Rangälteſte der Geheimen Räte — nur noch durch die verzeihende Gnade Napoleons und gehörte zum Rheinbunde, ſtand alſo unter franzöſiſcher Aufſicht. Ein Auftreten gegen dieſe Oberherren war ganz ausgeſchloſſen. Übrigens waren ſie nicht erheblich fremder als die Preußen und Öſterreicher, die vor ihnen ſchon lange Monate in Weimar im Quartier gelegen und die Stadt nach dem Ausdruck der Herzogin Luiſe bereits ausgehungert hatten. Unter den franzöſiſchen Offizieren waren von jeher viele Deutſche oder Halbdeutſche; jetzt kämpfte ja auch das ſüdweſtliche Deutſchland auf Napoleons Seite. Dieſe alte Verbindung empfand man in Weimar von dem Tage an, wo die Franzoſen einzogen. Der neue Stadtkommandant Dentzel, ein Elſäſſer, hatte in Jena ſtudiert; er legte als Einquartierung in Goethes Haus den gelehrten Denon, Napoleons Vertrauensmann in der Aneignung von

Kunſtwerken; Denon aber war mit Goethe bereits in Italien gut bekannt geworden. Zum erſten Intendanten des Landes wurde der zweiundzwanzigjährige Mounier ernannt: er war in Weimar aufgewachſen, als dort ſein Vater die Gunſt des Herzogs genoß. Marſchall Ney, ein Deutſchgeborener, ſorgte ſogleich bei ſeiner Ankunft für die Sicherheit Goethes und Wielands. Kurz, die Eroberer zeigten ſich als Franzoſen und Weltbürger zugleich. Namentlich bei ihren Offizieren konnte jeder Bedrängte Schutz finden; dieſe Offiziere und weiterhin alle Reiter waren die beſte Art Truppen, die man in Deutſchland je geſehen hatte. „Und ein gelindes Verfahren beſchwichtigte nach und nach die beunruhigten Gemüter", erzählte Goethe ſpäter in ſeinen ‚Annalen'.

Nun gehörte Goethe, ganz abgeſehen von ſeiner Gebundenheit als hoher Beamter, auch zu der beſten Art Bürger, wenigſtens zu jener Art, wie ſie der Regent und der Soldat haben will.

Gib eine Norm zur Bürgerführung!

redet er ſich ſelbſt in einem Gedichtchen an und antwortet zugleich:

Hienieden
Im Frieden
Kehre Jeder vor ſeiner Türe;
Bekriegt,
Beſiegt,
Vertrage man ſich mit der Einquartierung.

So zurückhaltend er ſich jetzt, wie auch ſonſt, verhielt, ſo gab er doch ſeine Meinung deutlich genug zu verſtehen, daß die Deutſchen ſich mit den Franzoſen ver-

tragen sollten. Eine französische Rede auf Friedrich den Großen, die Johannes v. Müller am 29. Januar 1807 vor der Berliner Akademie der Wissenschaft hielt, ließ er in deutscher Übersetzung drucken, gerade weil der Redner angefeindet wurde. Er hatte nämlich am Schlusse sehr würdiger Ausführungen auch eine Huldigung Napoleons und der französischen Nation nicht unterlassen, und Das empfanden Manche als eine Fahnenflucht des preußischen Hofhistoriographen, der ja auch wirklich bald darauf in französisch-westfälische Dienste trat. Im nächsten Sommer lernte Goethe in Karlsbad den Deutschfranzosen Reinhard kennen, und, da er ihm gefiel, zeichnete er ihn gerade jetzt aus. „Der treffliche Mann", so erzählte Goethe später, „schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblicke so viele Menschen wehe tat, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte." (Annalen 1807). Im nächsten Jahre hatte Goethe seine Unterredung mit Napoleon und trug von da an das Band der Ehrenlegion. In den Annalen über 1811 lesen wir dann: „Lefebvre, französischer Legationssekretär, von Kassel kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, regte im lebhaften Gespräch französische Rede, Poesie und Geschichte wieder auf, zu angenehmster Unterhaltung." Als im Februar 1812 Weimar einen eigenen französischen Gesandten erhielt, sahen Einige darin einen Aufpasser; Goethe aber befreundete sich mit dem edlen Manne, der dieser Baron v. Saint-Aignan war.

Sicherlich empfand auch er die französische Oberherrschaft als eine schwere Last. Jede fremde Obrigkeit

bringt allerlei Übelstände mit sich und wird dann auch als Ursache anderer Nöte gehaßt, die sie nicht verschuldet. Im unterdrückten Deutschland verbreitete sich jetzt eine ganz neue deutschvölkische, franzosenfeindliche Gesinnung, besonders unter Professoren, Studenten und Offizieren; es entstanden Geheimbünde und Verschwörungen. Goethe aber, von jenen Empörungslustigen schief angesehen, hoffte mit vielen Andern noch lange auf Napoleon, daß er nach Niederschlagung seiner letzten Feinde das westliche und mittlere Europa zu einem gut verwalteten, einigen, friedlichen und wohlhabenden Bundesgebiete gestalten werde. Zum Teil hofften sie es nur, weil sie sonst nicht gewußt hätten, wer eine bessere Zeit herbeiführen könnte. In Deutschland war kein Kaiser oder König, der Vertrauen erweckte. Blieb also der Zar von Rußland als deutscher Trost. Oder man mußte sich in Englands Hände geben, obwohl doch Napoleons Beschuldigungen gegen dies Weltmacht-begehrende Krämervolk gut begründet schienen.

Napoleon blieb Jahr auf Jahr der Kriegsgott, also auch der Wohlstandsvernichter und Blutsauger. So ward er auch seinen Bewunderern zuletzt unerträglich. Als sein Winterfeldzug gegen Rußland schlimm ausging, erhoben sich zuerst die Preußen, dann auch andere Deutsche gegen ihn. Die begeisterte Jugend sang damals Zornlieder gegen die Franzmänner schlechtweg; die Herrscher von Rußland, Österreich und Preußen betonten dagegen, daß der Krieg keineswegs gegen das französische Volk, sondern nur gegen den Abenteurer Buonaparte gemeint sei. Auch Goethe unterschied nun zwischen den westlichen

Nachbarn, mit denen man in Frieden und Freundschaft leben könne, und den kriegssüchtigen Eindringlingen, die zu vertreiben waren, wenn man es vermochte.

Leider reichte die eigene Kraft der patriotischen Deutschen nicht aus; sie bedurften des englischen Geldes und namentlich auch der russischen und halbasiatischen Kriegsvölker. Kühle Köpfe wie Goethe sahen jetzt also nicht einen Freiheitszustand, eine Selbständigkeit Deutschlands voraus, sondern eine neue Anlehnung, die bei der Schwäche der deutschen Staaten und Fürsten eine Art Unterwerfung bedeuten mußte. Rußland hatte die Führung im Kampfe gegen Frankreich und mußte sie auch nachher behalten. Rußland aber war ein kulturloser Völkerhaufen, dessen Oberschicht französisch sprach und immer als höchst verdorben berüchtigt war; war doch das Verbrechen auch in der kaiserlichen Familie von jeher eingenistet! Goethe hatte als Freund Karl Augusts manche besondere Kenntnisse und auch Gründe zu einer besonderen Abneigung, denn die Hoffnungen, die man in Weimar auf die Ehe des Erbprinzen mit der russischen Kaisersschwester gesetzt hatte, waren nicht erfüllt worden. Maria Paulowna blieb Russin und Großfürstin, wenigstens lange Zeit; sie und ihr mächtiger Bruder verrieten deutlich, daß sie kein Herz für die kleine deutsche Verwandtschaft hatten. Als in Weimar die siebenjährige französische Herrschaft zu Ende ging, zeigte sich die neue Freiheit zuerst darin, daß Kosaken in die Stadt stürmten und den guten französischen Gesandten hart bedrängten. Ein paar Tage darauf ergossen sich weitere Kosakenschwärme über Stadt und Land, und diese neuesten Freunde waren

durchaus nicht angenehmer als die eben geflohenen Franzoſen oder Rheinbündler. Goethe mußte ſich bei einem Obriſtleutnant v. Bock bedanken, der an ihn gedacht und ihm eine Schutzwache geſandt hatte; aus ſeinen Dankverſen erkennen wir, wie wenig ihn dieſe neuen Gäſte freuten:

Von allen Dingen, die geſchehn,
Wenn ich es redlich ſagen ſollte,
So war's, Koſaken hier zu ſehn,
Nicht eben, was ich wünſchen wollte.
Doch als die heilig große Flut
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War dein Koſak mir lieb und gut.

Ein paar Tage danach ſagte er zu Wilhelm v. Humboldt: das Heilmittel ſei übler als die Krankheit; man werde die Knechtſchaft los werden, aber zum Untergehen. Humboldt fühlte ganz anders, mußte aber zugeben, daß die Verheerungen der Koſaken „wirklich arg ſind." (W. v. H. an ſeine Frau, 26. Oktober 1813.) Und ein paar Wochen darauf ſprach Goethe ſich gegen den Geſchichtsſchreiber Heinrich Luden ebenſo aus:

Was iſt denn [durch die Schlacht bei Leipzig] errungen oder gewonnen worden? Sie ſagen: die Freiheit! Vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, ſondern von einem fremden Joche. Es iſt wahr: Franzoſen ſehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür aber ſehe ich Koſaken, Baſchkiren, Kroaten, Magyaren, Kaſſuben, Samländer, braune und andere Huſaren. Wir haben uns ſeit einer langen Zeit gewöhnt, unſern Blick nur nach Weſten zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt ſich auch noch weithin nach Morgen aus.

Selbſt wenn wir all das Volk vor unſern Augen ſehen, fällt uns keine Beſorgnis ein, und ſchöne Frauen haben Roß und Mann umarmt!

Laſſen Sie mich nicht mehr ſagen! Sie zwar berufen ſich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimiſcher. Ja, ja! „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“

Leider hat uns Luden nicht hinterlaſſen, was Goethe nun, da er endlich einmal aus ſich herausging, noch weiter ſagte. Seine Worte wurden „immer beſtimmter, ſchärfer und ich möchte ſagen: individueller.“ Das heißt: ſie bezogen ſich auf Kaiſer Alexander, Großfürſtin Maria Paulowna, Herzog Karl Auguſt, König Friedrich Wilhelm uſw. Jedenfalls ward Luden „in dieſer Stunde auf das innigſte überzeugt, daß Diejenigen im ärgſten Irrtum ſind, welche Goethe beſchuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutſche Geſinnung, keinen Glauben an unſer Volk, kein Gefühl für Deutſchlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereigniſſen und den wirren Verhandlungen dieſer Zeit war lediglich eine ſchmerzvolle Reſignation, zu welcher er ſich in ſeiner Stellung und bei ſeiner genauen Kenntnis von den Menſchen und von den Dingen wohl entſchließen mußte.“

Man unterſchied bis dahin am weimariſchen Hofe die wichtigſten Perſonen als „Franzoſen“ und „Ruſſen“; Goethe ſtand zum Herzog, zur Herzogin Luiſe und zum Miniſter v. Voigt, die im Jahre 1812 die Franzoſen immerhin noch lieber ſahen als die Ruſſen — und ſich natürlich ein Jahr ſpäter mit den ruſſiſchen Verbündeten anfreunden mußten. Da ſprach man dann auch offen den Zorn gegen die Franzoſen aus, den man früher hatte hinunterſchlucken müſſen.

Als dann Goethe im Sommer 1815 in seinen Heimatsbezirken die dortigen Missetaten der Franzosen schildern hörte und ihre Spuren noch mit eigenen Augen sah, schrieb er an Voigt, den vormals glühendsten Napoleons-Bewunderer, es sei doch ein rechtes Glück, daß man jetzt bei manchen National-Gebrechen wenigstens „die fremden Verbrechen" los sei.

Denn was für Übel den Franzosen begegnen mag, so gönnt man es ihnen von Grund des Herzens, wenn man die Übel mit Augen sieht, mit welchen sie seit zwanzig Jahren diese Gegend [am Rhein und Main] quälten und verderbten, ja auf ewig entstellten und zerrütteten.

Das war aber auch nur eine Stimmung. Sein abschließendes Wort über die Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich sprach Goethe am 14. März 1830 zu Eckermann, als er der Vorwürfe gedachte, die jüngere Deutschtümler gegen seine Haltung in den Befreiungskriegen erhoben hatten und auch jetzt noch laut werden ließen:

Ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen *über* den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.

4. Eigenſchaften und Zuſtände der Franzoſen.

Wir wiſſen, daß Goethe ſchon in der Kindheit ſehr verſchiedene Arten Franzoſen kennen lernte und daß bald nachher die neueſte Literatur dieſes Volkes ſich ihm am eindrücklichſten in zwei Männern darſtellte, die außer der Sprache nichts mit einander gemein hatten: Voltaire und Rouſſeau. Trotzdem finden wir auch bei ihm viele allgemeine Urteile über dieſe Nachbarn. Gemeint ſind dann die regelrechten Franzoſen, die keltiſch-romaniſchen und katholiſch-erzogenen. Diejenigen, als deren Spitzen Ludwig der Vierzehnte und Voltaire gelten konnten.

Es iſt früher ſchon angedeutet, daß Frankreich als ein ſehr fruchtbares, ſehr ſonnenreiches Land ſeinen Einwohnern ein freudenreiches Daſein erleichtert. Unter ſeinen Erzeugniſſen ſpielt der Wein eine ganz große Rolle; wenn Bismarck vom deutſchen Charakter geurteilt hat, ihm fehle ein Schuß Rotwein, ſo weiß Jeder, daß der Franzoſe von dieſem Element eher zu viel als zu wenig hat. Die Franzoſen ſind alſo muntere Leute, gewohnt das Leben zu genießen und einander in dieſer Hinſicht viel nachzuſehen.

Sie ſind namentlich ſehr geſellig. Sie fielen von je ihren Nachbarn als höchſt lebhaft-geſprächig und anſchlußbedürftig auf. Sie brauchen immer den Andern, um ſich zu betätigen; ſie müſſen beſtändig ihr Inneres äußern. Als Goethes Jugendfreund Merck im Jahre 1778

eine Kennzeichnung der europäischen Völker entwarf (Lavaters Phys. Fragm. V. 3), nannte er den Franzosen den besten Gesellschafter.

Sein Gesicht ist offen und verkündigt tausend angenehme, liebenswürdige Dinge beim ersten Anblick. Schweigen kann er nicht, es sei mit seinen Augen, seiner Zunge oder seinen übrigen Gesichtsmuskeln. Die Beredsamkeit seines Wesens ist oft betäubend . . . Sein Gang ist tanzend . . . Der Franzose ist ganz Miene, ganz Gebärde. Daher trügt der erste Totaleindruck selten und verkündigt ihn immer, wie er ist.

* * *

Durch fleißigen Verkehr mit einander werden die Menschen zwar nicht einig, aber minder uneinig; es bilden sich aus den Einzelgängern doch wenigstens Gruppen und Parteien, und daraus entstehen Gesamtkräfte, Gesamtleistungen. Goethe bewunderte die Pariser Zeitung »Globe«, obwohl er ihre kritisch-liberale Voreingenommenheit gegen alles Bestehende und Gültige gar nicht billigte. Er, der fast sein Leben lang einsam gewesen war, sah hier täglich eine Schar begabter Leute Hand in Hand arbeitend:

Was aber die Herren vom »Globe« für Menschen sind! Wie Die mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle wie von einem Sinne durchdrungen sind, davon hat man kaum einen Begriff. In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Partikuliers; an Übereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinung seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen. (Eckermann, 3. Oktober 1828.)

Geſelligkeit erzeugt namentlich auch angenehme Verkehrsformen, Höflichkeit, Sittenbeachtung. Sind Das auch zunächſt nur äußerliche Tugenden, ſo empfehlen ſie ihre Beſitzer doch den Mitmenſchen ſehr.

Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edeln und Bürger
Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl ſie den Seinen.

So ſpricht Dorothea (8. Geſang) und freut ſich, daß man in ihrer Heimat von dieſem guten Beiſpiel lernte:

Und ſo brachten bei uns auf deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküſſen und Knickſchen
Segenswünſche den Eltern und hielten ſittlich den Tag aus.

Goethe blieb bis zuletzt der Meinung, daß ſeine Landsleute in dieſe Schule zu gehen nötig hätten. Dabei meinte er nicht nur die Manieren der Kinder und Diener, ſondern er dachte etwa an die Gelehrten, die ſich bei abweichenden Überzeugungen oder Ergebniſſen wie Grobiane und Holzhacker gegen einander gebärdeten, während es allemal eine Luſt war, wenn man Franzoſen zuſchaute, die zum Zweikampf antraten. Seine Pariſer Zeitung war ſo ein franzöſiſcher Fechtboden:

Die Mitarbeiter des »Globe« ſind Leute von Welt: heiter, klar, kühn bis zum äußerſten Grade. In ihrem Tadel ſind ſie fein und galant, wogegen die deutſchen Gelehrten immer glauben, daß ſie Den ſogleich haſſen müſſen, der nicht ſo denkt wie ſie. (Im Juni 1826 zu Eckermann.)

Goethe war zum Teil deshalb ein Gegner der Preßfreiheit, weil ſie rohen Tölpeln Raum gibt. Hat der Schriftſteller mit Verbot und Strafe zu rechnen, ſo findet er feinere Formen, um ſeine Tatſachen oder Meinungen

an die Lesenden zu bringen. Als 1827 der König und das Ministerium in Paris gegen die bisherige Freiheit der Presse vorgingen, verteidigte Goethe aus diesem Gesichtspunkte gegen seinen liberalen Freund Friedrich v. Müller dies neue Gesetz, und zollte zugleich den Franzosen großes Lob:

Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange. Sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohltätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und Dies ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirekte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich geradezu: „Hans, zieh mir die Stiefel aus!" Das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direkt ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht.

* * *

Wer die Geselligkeit liebt, den Mitmenschen gefallen will und ihnen sein Wissen oder Können zeigen oder mitteilen möchte, strebt und erzieht sich auch zur Verständlichkeit, Klarheit, Einfachheit. In Deutschland haben

unzählige Gelehrte die Kunst, ihre Kenntnisse Anderen einigermaßen leicht zugänglich zu machen, nicht verstanden oder geradezu verschmäht; sie verzweifelten am Publikum und verachteten es; als sie nicht mehr lateinisch schrieben, war auch ihr Deutsch noch eine Art Geheimsprache; ihre Lehrbücher waren so abgefaßt, daß der Aufstieg zum Wissen des Herrn Professors dem Laien möglichst sauer gemacht wurde. Das geschah aus Mangel an gutem Willen oder aus Ungeschick und Weltfremdheit. Als Goethe einmal über den übeln Stil der deutschen Gelehrten, besonders der Philosophen redete (14. April 1824), meinte er, die Welt- und Geschäftsmänner, aber auch viele Frauen, schrieben bei uns erheblich besser als die eigentlichen Büchermenschen, und fuhr fort:

Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden. Sie bemühen sich, klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen.

So war die Wissenschaft der Franzosen klar und praktisch im Vergleich zur deutschen, wobei es dahingestellt bleiben mag, welche andern Wurzeln diese großen Tugenden außerdem haben mögen. Schon der Jüngling Goethe lernte den überrheinischen Wissenschaftsbetrieb sehr eindrücklich kennen, als er seine juristischen Studien in Straßburg wieder aufnehmen wollte. Er erzählte später in ‚Dichtung und Wahrheit', daß ihn sein elsässischer Freund Salzmann alsbald belehrt habe, wie ganz anders man es hier mit Studien und Prüfungen halte als auf deutschen Akademien, wo gelehrte Juristen ihre Schüler wieder zu gelehrter Juristerei ausbildeten.

Hier ſei Alles, dem Verhältnis gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktiſche gerichtet und nach dem Sinne der Franzoſen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebenen verharren. Gewiſſe allgemeine Grundſätze, gewiſſe Vorkenntniſſe ſuche man einem Jedem beizubringen, man faſſe ſich ſo kurz wie möglich und überliefere nur das Notwendigſte.

Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man, als Repetenten, ein großes Vertrauen hegte; welches Dieſer ſich auch bei mir ſehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an, mit ihm zur Einleitung über Gegenſtände der Rechtswiſſenſchaft zu ſprechen, und er wunderte ſich nicht wenig über mein Schwadronieren. . . .

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagieren im Diskurſe einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächſte Abſicht im Auge behalten müſſe. Die nämlich, mich examinieren zu laſſen, zu promovieren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem Erſten ſtehen zu bleiben, ſagte er, ſo wird die Sache keineswegs im Weiten geſucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Geſetz entſprungen, was die innere oder äußere Veranlaſſung dazu gegeben; man unterſucht nicht, wie es ſich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, ſo wenig, als inwiefern es ſich durch falſche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In ſolchen Forſchungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Lebens zu; wir aber fragen nach Dem, was gegenwärtig beſteht; Dies prägen wir unſerem Gedächtnis feſt ein, daß es uns ſtets gegenwärtig ſei, wenn wir uns deſſen zu Nutz und Schutz unſerer Klienten bedienen wollen. So ſtatten wir unſere jungen Leute für nächſte Leben aus, und das Weitere findet ſich nach Verhältnis ihrer Talente und ihrer Tätigkeit.

Die beherrſchende Wiſſenſchaft in Goethes geiſtigem Leben wurde bekanntlich nicht die Rechts-, ſondern die Naturkunde, der er etwa als Dreißigjähriger ſich entſchieden zuwandte. Da hatte er ſich denn, zumal da er eigene Wege ging, reichlich oft mit Vorgängern und

Zeitgenossen aus allen Ländern auseinanderzusetzen, und auch auf diesem Gebiete fand er die französische Art im Lobenswerten und Bedenklichen sehr ausgeprägt. Er schildert sie im Anschluß an eine Rede, die der jetzt vergessene Fontenelle (1657—1757) im Jahre 1727 zu Ehren Newtons vor der französischen Akademie hielt:

Es war nicht möglich, daß die Franzosen sich lange mit den Wissenschaften abgaben, ohne solche ins Leben, ja in die Sozietät zu ziehen und sie durch eine gebildete Sprache der Redekunst, wo nicht gar der Dichtkunst zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt, über Gedichte und prosaische Aufsätze, über Theaterstücke, Kanzelreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Gesellschaften zu dissertieren und seine Meinung, sein Urteil gegenseitig zu eröffnen. Im Briefwechsel suchten Männer und Frauen der oberen Stände sich an Einsicht in die Welthändel und Charaktere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmut bei der möglichsten Bestimmtheit zu übertreffen; und nun trat die Naturwissenschaft als eine spätere Gabe hinzu. Die Forscher so gut als andere Literatoren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt; sie mußten auch für sich Interesse zu erregen suchen und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeschäft lag eigentlich von der Welt ab. Die Untersuchung der Natur durch Experimente, die mathematische oder philosophische Behandlung des Erfahrenen erforderte Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erscheinung sind geeignet, vor die Versammlung gebracht zu werden, die man gewöhnlich Sozietät nennt. Ja, manches Abstrakte, Abstruse läßt sich in die gewöhnliche Sprache nicht übersetzen. Aber dem lebhaften, geselligen, mundfertigen Franzosen schien Nichts zu schwer, und, gedrängt durch die Nötigung einer großen gebildeten Masse, unternahm er eben, Himmel und Erde mit allen ihren Geheimnissen zu vulgarisieren.

Dem Redner kommt es auf den Wert, die Würde, die Vollständigkeit, ja die Wahrheit seines Gegenstandes nicht an; die

Hauptfrage ist, ob er interessant sei oder interessant gemacht werde. Die Wissenschaft selbst kann durch eine solche Behandlung wohl nicht gewinnen, wie wir auch in neuerer Zeit durch das Feminisieren und Infantisieren so mancher höheren und profunderen Materie gesehen haben. Dasjenige, wovon das Publikum hört, daß man sich damit in den Werkstätten, in den Studierzimmern der Gelehrten beschäftige, Das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzusehen, wenn die Wissenden davon sich laut unterhalten. Darum beschäftigen sich so viele Redigierende, Epitomisierende, Ausziehende, Urteilende, Vorurteilende; die launigen Schriftsteller verfehlen nicht, Seitenblicke dahin zu tun; der Komödienschreiber scheut sich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verspotten, wobei die Menge immer am freiesten Atem holt, weil sie fühlt, daß sie etwas Edles, etwas Bedeutendes los ist und daß sie vor Dem, was Andere für wichtig halten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelles Zeiten war Dieses alles erst im Werden. Es läßt sich aber schon bemerken, daß Irrtum und Wahrheit, so wie sie im Gange waren, von guten Köpfen ausgebreitet und Eins wie das Andere wechselsweise mit Gunst oder Ungunst behandelt wurden. (Materialien zur Geschichte der Farbenlehre, Fontenelle.)

Diese laiengerechte Behandlung der Wissenschaften verstand namentlich auch Voltaire, der, als Geschichtsschreiber neu und einflußreich, auch auf mehreren anderen Gebieten seinen munteren Vortrag erglänzen ließ.

In der besten Zeit dieses außerordentlichen Mannes war es zum höchsten Bedürfnis geworden, Göttliches und Menschliches, Himmlisches und Irdisches vor das Publikum überhaupt, besonders vor die gute Gesellschaft zu bringen, um sie zu unterhalten, zu belehren, aufzuregen, zu erschüttern. Gefühle, Taten, Gegenwärtiges, Vergangnes, Nahes und Entferntes, Erscheinungen der sittlichen und der physischen Welt: von Allem mußte geschöpft, Alles, wenn es auch nicht zu erschöpfen war, oberflächlich gekostet werden.

Voltaires großes Talent, ſich auf alle Weiſe, ſich in jeder Form zu kommunizieren, machte ihn für eine gewiſſe Zeit zum unumſchränkten geiſtigen Herrn ſeiner Nation. Was er ihr anbot, mußte ſie aufnehmen; kein Widerſtreben half; mit aller Kraft und Künſtlichkeit wußte er ſeine Gegner beiſeite zu drängen, und was er dem Publikum nicht aufnötigen konnte, Das wußte er ihm aufzuſchmeicheln, durch Gewöhnung anzueignen. (Mat. z. Geſch. d. Farbenlehre.)

Da Voltaire ſein Genie nach gar zu vielen Richtungen ſpielen ließ, iſt es angebracht, neben ihm als repräſentierenden Gelehrten Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert einen weniger Beſtrittenen: den großen Naturforſcher Buffon zu nennen. Seine ‚Naturgeſchichte der Tiere' begann in Goethes Geburtsjahre zu erſcheinen; ihre 24 Bände waren nur als ein Teil einer allgemeinen Naturgeſchichte gedacht. Buffon, von Ludwig dem Fünfzehnten in den Grafenſtand erhoben, verwaltete wichtige königliche Sammlungen.

Dieſer vorzügliche Mann hatte eine heitere, freie Überſicht, Luſt am Leben und Freude am Lebendigen des Daſeins; froh intereſſiert er ſich für Alles, was da iſt. Lebemann, Weltmann, hat er durchaus den Wunſch, im Belehren zu gefallen, im Unterrichten ſich einzuſchmeicheln. Seine Darſtellungen ſind mehr Schilderungen als Beſchreibungen; er führt die Kreatur in ihrer Ganzheit vor, beſonders gern in Bezug auf den Menſchen; deswegen er Dieſem die Haustiere gleich folgen läßt. Er bemächtigt ſich alles Bekannten; die Naturforſcher nicht allein weiß er zu nutzen, der Reſultate aller Reiſenden verſteht er ſich zu bedienen. . . . Seine Tendenz geht in das Ganze, inſofern es lebt, in einander wirkt und ſich beſonders auf den Menſchen bezieht . . . Gewiß iſt, wenn wir jetzt [1831] ſeine Werke durchgehen, ſo finden wir, daß er aller Hauptprobleme ſich bewußt war, mit welchen die Naturlehre ſich beſchäftigt, ernſtlich bemüht, ſie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulöſen; dabei leidet die Ehrfurcht, die

wir für ihn empfinden, nicht im mindesten, wenn man einsieht, daß wir Späteren, als hätten wir manche der dort aufgeworfenen Fragen schon vollkommen gelöst, nur allzu frühzeitig triumphieren. Dem allen ungeachtet müssen wir gestehen, daß, wenn er sich eine höhere Ansicht zu gewinnen suchte, er die Hilfe der Einbildungskraft nicht verschmähte; wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber sich von dem eigentlichen Element, woraus die Wissenschaft gebildet werden soll, einigermaßen entfernte und diese Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialektik hinüberzuführen schien. (Anzeige von Geoffroys »Principes de Philosophie Zoologique«.)

Die Sprache ist ein Spiegel des geistigen Lebens; also war auch an der französischen Sprache die Klarheit und Bestimmtheit zu rühmen; sie meint es gut mit dem Leser oder Hörer, was sich ja von den deutschen Wort- und Satzungeheuern in gelehrten Büchern oder auch in Zeitungen nicht behaupten ließ. Sogar als Goethe seinen eigenen ‚Faust' in der Übersetzung Stapfers las, meinte er: das Werk nehme sich „in der französischen, Alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher aus." An einer andern Stelle teilt er einige französische Sätze in einer Bücherbesprechung im Grundtexte mit, „da, wie uns ein Versuch belehrt hat, die sorgfältigste Übersetzung sich nicht der Klarheit und Entschiedenheit des Originals bemächtigen könnte." (Don Alonzo, von N. A. de Salvandy, 1824.) Wir heutigen Leser sehen in diesem Falle allerdings nicht mehr, inwiefern hier die deutsche Sprache zurückbleiben müßte; ebenso geben wir kaum zu, daß „unter andern Worten, die wir ihr beneiden müssen", die französische Sprache

die Ausdrücke s'acheminer und acheminement vor uns voraus habe. (Zur Botanik, Wirkung dieser Schrift 1830.) Dagegen hat Goethe andere französische Worte als irreführend und unzulänglich bezeichnet; neben matériaux und embranchement leider auch composition – leider, da wir ja dies Fremdwort ebenso töricht anwenden. (Anzeige von Geoffroys „Principes" 1831 und mündlich zu Eckermann.)

* * *

Der Geselligkeitstrieb und die Kulturliebe der Franzosen haben ihren deutlichsten und folgenreichsten Ausdruck darin gefunden, daß im ganzen Lande eine Hauptstadt alle andern Städte weit hinter sich ließ: in Paris versammelten sich seit Jahrhunderten die vorzüglichsten Menschen der Nation, hier steigerten sie sich an einander; hierher wurden die wirtschaftlichen Güter und das Geld des Landes geleitet und gezogen, soweit es irgend möglich war; hier geschahen die politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Ereignisse. Paris war die Bühne, auf die das Publikum Europas blickte. Also wurden Diejenigen, die dieser Bühne zunächst saßen, die Richter über das Zulässige und Unzulässige; sie zuerst hefteten den Auftretenden Lob oder Tadel an. Ohne Zweifel war dies Pariser Publikum höher gebildet, als man es irgendwo sonst hätte finden können. Goethe erlebte, daß sogar die Weimarer, die er doch selber als Theaterdirektor in der Schule hatte, seine ‚Iphigenie' und seinen ‚Tasso' langweilig fanden; um so mehr bewunderte er dann die Pariser Theaterbesucher, die nicht müde wurden, Meisterwerke

von Corneille oder Racine immer wieder zu hören, bis sie die Stücke auswendig konnten und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hatten. (Zu Eckermann, 27. März 1825.) Und daran schloß sich wohl die Klage: „Wir Deutsche sind von gestern."

Man sprach einmal von einem vorzüglichen Drama des erst zwanzigjährigen Prosper Mérimée, und Eckermann meinte, noch erstaunlicher seien vielleicht die feinen Leistungen der Mitarbeiter des »Globe«, die auch noch recht junge Männer waren; man bewunderte ihre „Weisheit, Mäßigung und hohe Bildungsstufe." Ampère wurde besonders genannt, der eben in Weimar zu Besuch gewesen. Eckermann stammte aus Winsen an der Luhe und hatte sich sehr mühsam emporarbeiten müssen; deshalb erwiderte ihm Goethe:

Ihnen in Ihrer Heide ist es freilich nicht so leicht geworden! Und auch wir Andern im mittleren Deutschland haben unser bischen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isoliertes, armseliges Leben. Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenige Kultur entgegen, und unsere sämtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet . . . .

Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reichs auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht! Diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat! Und zu Diesem allen denken Sie sich nicht das Paris einer dumpfen, geistlosen Zeit, sondern das

Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und Ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweitenmal findet, und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in seinem vierundzwanzigsten Jahre wohl etwas sein kann.

Sie sagten doch vorhin, Sie könnten sich sehr wohl denken, daß einer in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben könne wie Mérimée. Ich habe gar nichts dawider und bin auch im ganzen recht wohl Ihrer Meinung, daß eine jugendlich-tüchtige Produktion leichter sei als ein jugendlich-tüchtiges Urteil. Allein in Deutschland soll es einer wohl bleiben lassen, so jung wie Mérimée etwas so Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken seiner ‚Klara Gazul' getan. Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine ‚Räuber', seine ‚Kabale und Liebe' und seinen ‚Fiesco' schrieb; allein wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Äußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen.

Nehmen Sie dagegen Béranger! Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist.

Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer

solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl würde getragen haben! (Eckermann, 25. Mai 1827.)

* * *

Goethe sah aber auch die bedenklichen Seiten der Pariser Vorherrschaft und der übermäßigen Heranziehung aller Kräfte auf einen Punkt. Die zwanzig oder fünfzig Hauptstädte und Residenzen Deutschlands blieben freilich hinter Paris sehr zurück, aber sie verbürgten eine größere Mannigfaltigkeit der Leistungen, eine größere Freiheit der persönlichen Entwicklungen und eine gleichmäßigere Verteilung des Guten und Angenehmen über die Städte und Landschaften. Namentlich in Goethes alten Tagen, wo die Einigung Deutschlands durch gute Landstraßen und die ersten Eisenbahnen eingeleitet wurde, konnte man mit Befriedigung aufzählen, wie viel Universitäten und Gymnasien, wie viele gute Theater und Musik-Kapellen Deutschland besitze, oder betonen, daß die zahlreichen Residenzen doch auch Pflegestätten feiner Bildung seien. Im Jahre 1828 fragte Goethe mit patriotischer Genugtuung: „Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat?!" Und er blickte dann auf die westlichen Nachbarn.

Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturstand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe

daliegen, als Zeichen einer dort herrſchenden großen Finſternis. Würde Das aber wohl ſein, wenn das ſchöne Frankreich ſtatt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Da Paris der Kampfplatz für alle lebhafteſten Geiſter Frankreichs iſt, ſo übte die dortige öffentliche Meinung oder die dort auf den einzelnen Gebieten gerade herrſchende Kameraderie eine Macht aus, die als Tyrannei wirkt, da ſie Freiheit und Entwicklung weithin beſchränkt. Wer dort beachtet und bewundert oder verleumdet, verlacht, verachtet wird, iſt ſogleich für die halbe Welt abgeſtempelt, weshalb denn auch der Kampf um die Anerkennung in Paris beſonders heftig geführt wird. Die perſönlichen, oft bösartigen Angriffe vor aller Öffentlichkeit ſind in Paris recht häufig.

In Deutſchland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende teils durch Flugſchriften, teils vom Theater herab Andern zu ſchaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz geruhig abwarten, und ſo iſt in kurzer Zeit Alles wieder im Gleiſe, als wäre nichts geſchehen. In Deutſchland haben ſich vor der perſönlichen Satire nur Anmaßlichkeit und Scheinverdienſt zu fürchten. Alles Echte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchſchnitt wert, und man wird den geſetzten Mann, wenn ſich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf ſeinem Wege gewahr. Hat alſo der Deutſche nur mit Ernſt und Redlichkeit ſein Verdienſt zu ſteigern, wenn er von der Nation früher oder ſpäter begriffen ſein will, ſo kann er Dies auch um ſo gelaſſener abwarten, weil bei dem unzuſammenhängenden Zuſtande unſeres Vaterlandes Jeder in ſeiner Stadt, in ſeinem Kreiſe, ſeinem Hauſe, ſeinem Zimmer ungeſtört fortleben und -arbeiten kann, es mag draußen übrigens ſtürmen, wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzoſe iſt ein geſelliger Menſch; er

lebt und wirkt, er ſteht und fällt in Geſellſchaft. (Bei Gelegenheit des Schauſpiels ‚Die Philoſophen' von Paliſſot. 1805 und 1823.)

Durch die Geſellſchaft aber wird Jedermann zur Selbſtbehauptung, zur perſönlichen Stellungnahme gegen die Andern veranlaßt, zur Kritik an denſelben Leuten, denen er ſoeben einen freundlichen oder ergebenen Gruß bot. Die geſellſchaftliche Unterhaltung iſt großenteils üble Nachrede. Die Einen pflegen die mündliche, leichtfertigere médisance, die Andern wenden ſich in Druckſchriften an bekannte und unbekannte Leute und nennen ihre Unfreundlichkeiten Kritik oder Satire oder Feuilleton oder ſonſtwie; in beiden Fällen erhöht man ſich ſelber durch Erniedrigung des Andersgearteten. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß die Neigung zum Anerkennen in Frankreich noch ſeltener, die entgegengeſetzte Freude am Abſprechen und Herunterſetzen noch häufiger ſein mußte als im alten Deutſchland, wo die Gelehrten und Künſtler mehr vereinzelt lebten. Tatſächlich ſind die größten franzöſiſchen Schriftſteller faſt ohne Ausnahme Satiriker geweſen. Wo Goethe in ſeinem Lebensberichte von der altgewordenen franzöſiſchen Literatur ſpricht, die ihm zu Straßburg immer verdrießlicher geworden ſei, deutet er auch auf ihre Verquickung mit der Geſellſchaft als auf ein Schädliches hin:

Der Einfluß der Sozietät auf die Schriftſteller nahm immermehr überhand, denn die beſte Geſellſchaft, beſtehend aus Perſonen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und Dieſe ward dadurch ganz geſellſchaftlich und vornehm. Standesperſonen und Literatoren bildeten ſich wechſelsweiſe und mußten ſich wechſelsweiſe verbilden; denn alles Vornehme iſt eigentlich ablehnend, und ablehnend ward

auch die französische Kritik; verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Klasse bediente sich solcher Urteile gegen die Schriftsteller; die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhren so unter einander, ja gegen ihre Gönner.

Ein paar Jahre, nachdem er diese Zeilen seiner Lebens- und Zeitgeschichte eingefügt hatte, veröffentlichte Goethe in seiner Heftfolge ‚Kunst und Altertum' eine Art Beweis, indem er nämlich eine Liste von Urteilsworten französischer Kritiker abdrucken ließ. Er sagte vorläufig nichts Bestimmtes oder Erläuterndes dazu, sondern nur Andeutendes, ein paar Verszeilen: „Worte sind der Seele Bild" und in Prosa: „Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am deutlichsten im Urteil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, wessen er bedarf." Das Auffällige und Eindrückliche an dieser Vokabel-Liste war der Umstand, daß auf 141 Ausdrücke des Tadels nur 24 des Lobes kamen. Goethes kleine Arbeit gelangte nicht vielen Gliedern der angegriffenen Nation vor Augen; deshalb erhob erst nach zwei Jahren eine Brüsseler Zeitschrift gegen diese Liste den Vorwurf der Willkür und Ungerechtigkeit. Und nun antwortete Goethe sehr fein. Allerdings, gab er zu, seien unter den Tadelsworten manche wunderliche, und unter den lobenden Ausdrücken vermisse gewiß Jedermann solche, die sehr nahe liegen. Aber willkürlich sei seine Liste trotzdem nicht gemacht. Er habe nämlich vor vielen Jahren die berühmte handschriftliche Korrespondenz von Raynal und Grimm mitlesen dürfen und dabei sei ihm aufgefallen, wie häufig in dieser Zeitschrift, zu deren

Mitarbeitern Voltaire und Diderot gehörten, die scheltenden, wie karg die ehrenden Worte waren. Das habe ihn gereizt, diese Ausdrücke auszuziehen und zu ordnen.

Da nun endlich die Grimmische Korrespondenz in öffentlichem Druck erschien, las ich solche, als ein Dokument vergangener Zeit mit Sorgfalt abermals durch und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn aufs neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie geistiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken . . . . Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens im allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

Dazu ist der Vielbeschäftigte freilich nicht mehr gekommen.

* * *

Die Politur und Kultur waren den Franzosen in so hohem Maße eigentümlich, daß Niemand wagen durfte, hier Kern und Schale auseinander zu legen. Wenn die Glieder dieser sehr begünstigten Nation trotzdem in der Meinung der Völker nicht sehr hoch standen — „ein echter deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden" — so kam Das zunächst davon, daß man an ihnen Ernst und Tiefe vermißte. Man erklärte sie allenthalben für oberflächlich, sah in ihnen mehr Form als Gehalt, mehr Schaum als labendes Getränk. Goethe sprach diese allgemeine Ansicht so aus: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät." (Eckermann, 24. November 1824.) Sehr auffällig war den germanischen

Nachbarn in dieſer Hinſicht das Verhalten der Geſchlechter gegen einander, die franzöſiſche Art zu lieben, die ſo ganz auf Kokettieren und erotiſches Spiel hinauslief. „Ihr ſprecht ſchon faſt wie ein Franzos", ſpottet Mephiſto im Urfauſt, als der bisher ſo ernſte Profeſſor plötzlich in's Zeug geht, ein Bürgermädchen zu verführen. „Sag, Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?" fragt die von Clavigo verlaſſene Marie. „Man verwünſcht ſie", iſt die Antwort. — „Und?" — „Und läßt ſie laufen." In dieſem Falle ließ Goethe die unglückliche Franzöſin am gebrochenen Herzen ſterben; die Tragödie verlangte es ſo, und vielleicht betonte er auch gern, daß dergleichen Regeln manche Ausnahmen haben. In ‚Dichtung und Wahrheit' aber ſtellt er ein franzöſiſches und ein deutſches Mädchen dicht neben einander: Luzinde und Riekchen hätten ihn beide in ſeiner Straßburger Zeit geliebt. Beiden erſtirbt die zärtlich gehegte Blume der Hoffnung. Die Franzöſin zeigt ſich bei dieſer Erfahrung höchſt leidenſchaftlich, das elſäſſiſche Mädchen verſchwindet ſtill aus unſern Augen; aber kein Leſer iſt im Zweifel, wo das Herz tiefer verwundet wurde.

Goethe hat den franzöſiſchen Charakter an einer hervorragendſten Perſönlichkeit, der Frau v. Staël, mit Liebe gezeichnet. Sie war die große Frau der Zeit, als Dichterin und Denkerin Bewunderung erweckend, der Abſtammung nach halbdeutſch, für eine Reihe germaniſcher Menſchen ſehr eingenommen, und dennoch ſo auffällig von anderer Art! Schiller lernte ſie vor Goethen kennen und bereitete den Freund auf ſie vor.

Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen; sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und Das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für Das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohltätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.

Goethe hätte sich gern vor diesem Wirbelwind behütet, aber sie wollte ihn durchaus recht genau betrachten, und so gewann auch er ein getreues Bild von ihr.

Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über Alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt sein und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen, als es ihr darum zu tun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Tätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf.

Da sie keinen Begriff hatte von Dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen, gefaßten Lage sich Derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt

werden. Die Weimaraner ſind gewiß eines Enthuſiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falſchen, aber das franzöſiſche Auflodern ließ ſich nicht von ihnen erwarten. — — —

Auch vorleſend und deklamierend wollte Frau von Staël ſich Kränze erwerben. Eine Vorleſung der ‚Phädra', der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen vorauszuſehenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutſche möchte wohl auf ewig dieſer beſchränkten Form, dieſem abgemeſſenen und aufgedunſenen Pathos entſagt haben. Den darunter verborgenen hübſchen natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus ſo vieler, nach und nach darum gehüllten Unnatur gutmütig herausklauben.

Philoſophieren in der Geſellſchaft heißt: ſich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Dies war ihre eigentliche Luſt und Leidenſchaft. Natürlicherweiſe trieb ſie es in Reden und Wechſelreden gewöhnlich bis zu denen Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwiſchen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen ſollten. Dabei hatte ſie, als Frau und Franzöſin, immer die Art, auf Hauptſtellen poſitiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere ſagte.

Durch alles Dieſes war der böſe Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widerſprechend, dialektiſch und problematiſch alles Vorkommende behandelte und ſie durch hartnäckige Gegenſätze oft zur Verzweiflung brachte, wo ſie aber erſt recht liebenswürdig war und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendſte Weiſe dartat.

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Geſpräche mit ihr, wobei ſie jedoch auch nach ihrer Weiſe läſtig war, indem ſie über die bedeutendſten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick ſtilles Nachdenken erlaubte, ſondern leidenſchaftlich verlangte, man ſolle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigſten Gegenſtänden ebenſo ſchnell bei der Hand ſein, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte. — — —

Die Franzoſen pflegten die Wiſſenſchaften und waren in deren lehrender Darſtellung ſogar unübertrefflich; aber ihre Klarheit ſchien mit Seichtheit gepaart zu ſein. Selbſt-

lose Hingabe, Freude am vorläufig zwecklosen Forschen war nicht ihre Sache. Bei ihnen quälte sich kein Faust ab, um zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält; wenn sie sich dem Teufel ergaben, hatten sie andere Zwecke.

Ganz ähnlich stand es mit den Künsten, die doch gewiß in Frankreich blühten und begünstigt wurden. Merck urteilt 1778 über den Franzosen:

Seine Imagination nimmt keinen hohen Flug, und das Sublime in allen Künsten ist ihm ein Ärgernis. Daher seine Abneigung gegen alles Antike in Literatur und Kunst, seine Taubheit gegen wahre Musik und Blindheit gegen hohe Schönheit in der Malerei.

Bezeichnend für den Franzosen ist seine Liebe zum Theatralischen, Hochgeschraubten und künstlich Gemachten. Goethe betonte oft, daß sicherlich in aller Poesie ein Gegensatz zum Wirklichen sei; der Empfänger des Kunstwerks müsse dem Gebenden immer entgegenkommen, ihm freundlich etwas vor- oder zugeben. Aber:

Das Drama macht bei den Franzosen einen viel stärkeren Gegensatz mit dem Leben, zum Zeichen, daß ihr gewöhnliches Leben ganz davon entfernt ist. Bei den Deutschen weniger, indem sie selbst schon im Leben wenigstens naiv, gemütlich und poetisch sind. (Zu Riemer, 28. August 1808.)

Als Goethe seinen ‚Faust' beendet hatte, meinte er, es steckten im zweiten Teile einige gute Späße, die die Welt über kurz oder lang auf verschiedene Weise benutzen werde.

Wenn die Franzosen nur erst die Helena gewahr werden und sehen, was daraus für ihr Theater zu machen ist! Sie werden das Stück, wie es ist, verderben; aber sie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen.

Das iſt bisher ſchon deshalb nicht eingetroffen, weil nur wenige Franzoſen den zweiten Teil des ‚Fauſt' geleſen haben; die Heldin des erſten Teiles dagegen haben Michel Carré und Jules Barbier in Gemeinſchaft mit dem Tonſetzer Gounod 1859 für ihre Landsleute wirklich gewonnen.

Ebenſo bezeichnend für die Kunſtaufnahme der Franzoſen iſt ihre Ablehnung alles Ausländiſchen und Nichtgewohnten: im Fall Shakeſpeare zeigte es ſich am deutlichſten. Um ſo treuer hängen ſie am einmal anerkannten und für vornehm geltenden Stil: in der Baukunſt, im ſchönen Gewerbe, in der ſchönen Literatur. Wenn ja ein Kenner des Fremden ihnen etwas Ausländiſches zuführte, mußte „er es doch immer nach einem gewiſſen alten herkömmlichen Sinn zuſchneiden." (Stellung der Deutſchen zum Ausland.) Im Drama ließ ſich auch der Franzoſe der Revolutionszeit nicht etwa eine locker gebundene Szenenreihe, ein breites Zeit- oder Charakterbild gefallen, ſondern er verlangte wie ſeine Urgroßväter nach Napoleons Bemerkung nur eine Kriſe.

Dieſes einſichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewiſſe einfache, abgeſchloſſene, leicht faßliche Darſtellung auf dem Theater gewöhnt war. Man konnte es eine Etikette nennen, von der man ſich nicht entfernen wollte, weil man ſie zwar beengend, aber doch in einem gewiſſen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch ſelbſtliebige Franzos kann ſeine Neigung für eine gewiſſe Ariſtokratie nicht aufgeben. Und in dieſem Sinne hing er an der alten Anſtalt [dem ‚Franzöſiſchen Theater' in Paris], erhielt denſelbigen Reſpekt vor ſeinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihn ſeine Geſchichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von

Kultus, im Theater zu sitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwischen den Zähnen zu murmeln und bei dieser frommen Handlung zu vergessen, daß man sich von Herzen ennuyiere.

Gluck hatte für seine neue Musik in Paris gekämpft; den deutschen Dichtern konnte es gar nicht einfallen, in jenem Lande offene Seelen für ihre Werke zu suchen; die wenigen Freunde, die sie dort fanden, mußte man zum unverhofften Glück rechnen. Wenn überhaupt, so ergriff der Franzose ein deutsches Kunstwerk nur um des dargebotenen Stoffes willen. Schon 1794 spricht Goethe von der französischen Nation, „die auch in ruhigen Augenblicken nichts als sich selbst zu schätzen weiß." (Unt. d. Ausg.). „Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unserer Verdienste", sagte Goethe 1824 zu Eckermann, und 1830 meinte er zu Soret, die historischen Zeitbilder, wie sie jetzt auf der französischen Bühne aufkämen, seien in Deutschland schon seit mehr als einem halben Jahrhundert vorhanden; er deutete dabei auf seinen ‚Götz' als ein erstes Muster.

Doch haben die deutschen Schriftsteller nie daran gedacht, einen Einfluß gerade auf die Franzosen auszuüben. Ich bin immer ein echter Deutscher gewesen, und erst neuerdings kommt es mir in den Sinn, festzustellen, was man über mich jenseits des Rheines denkt.

* * *

Den Franzosen sind oben manche Eigenschaften zugeschrieben, die uns mehr weiblich als männlich anmuten. Wir sahen ihre Lebhaftigkeit und ihr Unterhaltungsbedürfnis, ihre erweiterte Familien-Beschränktheit, ihr treues Festhalten an dem in seiner Gesellschaft Gültigen, ihr praktisches Verwenden des von Andern

Dargereichten. Allgemein bekannt war aber auch ihre Eitelkeit, ihr Bemerktsein- und Gefallenwollen. Die Deutschen lernten ja in den Kriegszeiten diese Nachbarn auch von der männlichen Seite sehr empfindlich kennen, aber selbst diese siegreichen Generale, Offiziere und Reiter, und sogar ihre Intendanten und Kontributions-Erpresser hatten noch weibliche Züge. Wie man Frauen nicht leicht zu viel über ihre Schönheit sagen kann, so durfte man diesen Helden von ihrem Franzosentum, ihrem Kriegsruhm, ihrem Edelmut in stärksten Schmeicheleien reden. Ein Anruf an ihre Ehre ging nie fehl; sie wollten ritterlich und großmütig erscheinen und taten es. Sie wie ihr Kaiser besiegten Deutschland auch durch Liebenswürdigkeit; nicht Wenige wurden von Napoleon bezaubert, den sie gehaßt hatten, bis sie vor ihm standen. Ein Vierteljahr nach der Schlacht bei Jena schickte Knebel seinem Freunde Goethe artige französische Verse, die der dortige Kommandant Bouchard dem Botaniker Voigt ins Stammbuch geschrieben hatte. Goethe fand sie „gar lieblich."

Es gibt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation nicht Feind sein können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrat [späteren Kanzler Friedrich v.] Müller erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedensdokument gekommen ist, so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden .... Wenn man diesen Kaiser und seine Umgebung mit Naivität beschreiben hört, so sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird.

Diese bewundernde Neigung zu den Franzosen und besonders zu ihrem Kaiser hielt in Weimar bis zuletzt

an, weil eben die Franzosen auch auf das Gefallenwollen ausgingen. Die Russen, Österreicher und Preußen, die nach der Leipziger Schlacht Quartier begehrten, traten mit viel schwereren Stiefeln auf, und ihnen schrieb Goethe durchaus nicht die „zur Anmut gemilderte Anmaßung" zu, „die die Franzosen tournure nennen."

Aber gelegentlich spotteten die deutschen Überwundenen auch über ihre Überwinder. Man verglich die Franzosen mit Weibern oder die Weiber mit den Franzosen. Johannes Falk meinte einmal, die Franzosen seien fast keiner Ideen fähig, sie handelten auch nicht, um eine Idee zu verwirklichen. Goethe stimmte ein:

Ein Franzose handelt nie aus reinem Antriebe, um der Sache willen; er hängt ihr immer noch einen Schwanz von Absehen [Absichten] dabei an, gedenkt dabei bei Hofe oder beim Kaiser oder beim Publikum oder bei den Frauen zu gewinnen. Man kann also in diesem Sinne die Franzosen die Weiber von Europa nennen. (Nach Riemer, 25. Juni 1804.)

Weibisch erscheint besonders auch die große, oft entsetzliche Erregbarkeit dieses Volkes. Bei Caesar gelten die Gallier als novarum rerum cupidi; ihre Nachkommen haben sich in manchen Dingen recht wenig dem Neuen zugänglich gezeigt, aber neben ihrem erstaunlichen Konservatismus gewahren wir viel Laune, Reizbarkeit, Unzuverlässigkeit, Stimmungswechsel. „Der Franzose ist der Sanguineus von allen Nationen", urteilte Merck 1778; der alte Goethe aber nannte diese Nachbarn ein ungeduldiges Publikum, „das jeden Augenblick angereizt und erschüttert werden will." (Studien z. Weltlit.) Diese Reizbarkeit aber tritt oft als Volkskrankheit, als

Hyſterie, ja als Raſerei auf, und in ſolchen Wallungen verbraucht, vergeudet, vernichtet das hochbegünſtigte Volk viele ſeiner beſten Kräfte — bis zur Erſchöpfung. So erklärte deshalb Goethe am Ende ſeines Lebens gegen den Polen Kozmian die großen Wechſel in der Geſchichte Frankreichs:

Die franzöſiſche Nation iſt die Nation der Extreme. Sie kennt in Nichts Maß. Mit gewaltiger moraliſcher und phyſiſcher Kraft ausgeſtattet, könnte das franzöſiſche Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte. Es ſcheint aber nicht zu wiſſen, daß, wenn man große Laſten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es iſt dies das einzige Volk auf Erden, in deſſen Geſchichte wir die Bartholomäusnacht und die ‚Feier der Vernunft', den Deſpotismus Ludwigs des Vierzehnten und die Orgien der Sanskülotten, beinahe in demſelben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden.[1])

Goethe erwartete auch am Ende ſeines Lebens noch keine Friedenszeit für Frankreich und ſeine Nachbarn.

Der jetzige Franzoſe will auf dem Throne große Eigenſchaften, obgleich er ſelber gern mitherrſcht und ſelber gern ein Wort mitredet.

So ſagte er am 4. März 1827 zu Eckermann; am 21. März 1831 fügte er noch hinzu:

---

[1]) Eine Briefſtelle Voltaires von 1776, die Goethe kaum geleſen hat, beſagt dasſelbe:

J'ai toujours peine à concevoir comment une nation si agréable peut être en même temps si féroce, comment elle peut passer si aisément de l'opéra à la Saint-Barthélemy; être tantôt composée de singes qui dansent et tantôt d'ours qui hurlent; être à la fois si ingénieuse et si imbécile, tantôt si courageuse et tantôt si poltronne.

Das Beiſpiel von Napoleon hat beſonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchſen, den Egoismus aufgeregt, und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Deſpot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie Das auf der höchſten Stufe ſehen, was ſie ſelber zu ſein wünſchen. Es iſt nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht ſo bald wieder geboren wird, und ich fürchte faſt, daß noch einige hunderttauſend Menſchen daraufgehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt.

5. Der Weltbürger.

Goethes letztes Verhältnis zu unſern weſtlichen Nachbarn ſtand unter dem Zeichen der Weltliteratur. Gab es eine ſolche nicht von jeher?

So lange und inſofern das Lateiniſche und das Franzöſiſche Weltſprachen waren, beſaßen alle Gelehrten oder Gebildeten auch die gleiche Literatur. Thomas von Aquino, Thomas von Celano, Thomas von Kempen, um drei Gleichnamige herauszugreifen, wirkten auf die geſamte Chriſtenheit ein. Später war Voltaire ein europäiſcher Autor, während Wieland, den man jenem älteren Zeitgenoſſen zuweilen gleich werten wollte, keiner ſein konnte, da er deutſch ſchrieb. Denken wir an Goethes literariſche Entwicklung, ſo ſehen wir von früheſter Kindheit, vom Aufſchlagen des Bibelbuchs, an das Eindringen der verſchiedenſten Literaturen auf ihn.

Trotzdem ſpricht er erſt im hohen Alter mit Freude und Hoffnung von der Weltliteratur. Erſt 1827 will er ſeine Freunde aufmerkſam machen, daß er überzeugt

sei: „es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur..." (Besprechung des geschichtlichen Schauspiels Le Tasse von Duval).

Der diesen Worten folgende Nebensatz klärt uns über das wirklich Neue auf: „eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist." Mit der ehrenvollen Rolle aber ist Zweierlei gemeint. Zuerst, daß gerade die Deutschen die Vermittler der Völker seien, daß ihre Sprache neben der lateinischen und französischen eine besondere Aufgabe für die Gemeinschaft der Geister bekommen habe. Zweitens meint Goethe aber auch: Jetzt endlich werden wir den Andern gleich geachtet; jetzt erlernen die Nachbarn auch unsere Sprache, suchen unserer Literatur teilhaftig zu werden.

Das alles war früher nicht der Fall gewesen; weder die Franzosen noch die Engländer, um nur die Wichtigsten zu nennen, hatten sich um deutsche Dichter oder Denker oder Forscher gekümmert. So war auch Goethe in Frankreich kaum beachtet worden. „Werthers Leiden wurden sehr bald ins Französische übersetzt", begann er 1826 eine Skizze dieser seiner Schicksale; dabei hätte er erwähnen können, daß von den Übersetzungen ins Französische manche noch dazu von Deutschen herrührten, zum Beispiel von Mitgliedern des braunschweigischen und preußischen Herrscherhauses, oder im Falle Werther von Siegmund v. Seckendorff, oder auch von Westschweizern, die ja immer zwischen beiden Nationen vermittelten.[1])

[1]) Die frühesten Übersetzungen des ‚Werther' waren die 1776 gedruckten von Seckendorff und von Georges Deyverden aus Lausanne, im nächsten Jahre folgte eine dritte, hinter deren

Er fährt in jener Skizze fort:

Alle meine übrigen Produktionen ſtanden ſo weit von der franzöſiſchen Art und Weiſe ab, und ich war mir Deſſen wohl bewußt.

Überſetzung von ‚Hermann und Dorothea' durch Bitaubé tat nur im ſtillen ſeine Wirkung.

Schwierigkeit, in Frankreich überhaupt für den Tag aufzutauchen.

An anderer Stelle fügte er im gleichen Jahre hinzu:

Nun dürfen wir nicht leugnen, daß wir Deutſche gerade wegen dieſes eigenſinnigen Ablehnens auch gegen ſie eine entſchiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urteil wenig bekümmert und ſie gegenſeitig nicht zum günſtigſten beurteilt haben.

Das ſagt er von ſich, aber auch die übrigen deutſchen Schriftſteller achteten ſeit 1780 etwas weniger als ſonſt auf die franzöſiſchen Berufsgenoſſen. Frankreich hatte in Voltaire, Rouſſeau und Diderot ſo große Schriftſteller gehabt, daß ihre Nachfolger nicht wohl den gleichen Ruhm verlangen konnten.

* * *

Die franzöſiſche Revolution und die darauf folgenden Kriege bewirkten, daß die beſte Kraft jener Nation in der Politik und im Waffenhandwerk verbraucht wurde, während zu gleicher Zeit die in ihre vier Wände verwieſenen Deutſchen leſend, denkend, forſchend, ſchreibend nach wie vor in den Gebieten des geiſtigen Lebens Schlachten

angegebenen Überſetzer Aubry in Mannheim vermutlich Graf Waldemar Fr. v. Schmettau ſtand. Die erſte ganz vollſtändige und getreue kam erſt 1804 heraus, und ihr Verfaſſer C. L. Sevelinges belehrte die Franzoſen, man müſſe den Namen des deutſchen Dichters nicht Scheete ausſprechen, ſondern Gueûte.

ſchlugen und Provinzen eroberten. Zunächſt lernten die Emigranten ihre deutſchen Nachbarn und nunmehrigen Beſchützer höher einſchätzen. Ein Lothringer de Villers ward in Lübeck heimiſch, ſtudierte die deutſche Philoſophie und Literatur, ſchrieb über Kant, über den Nutzen von Luthers Reformation, und war ein begeiſterter Vermittler zwiſchen ſeinen alten und ſeinen neuen Landsleuten. Als die geiſtreichſte Schriftſtellerin der Zeit, Frau v. Staël, durch Napoleon aus ihrem ſchwärmeriſch geliebten Paris verwieſen war, ging ſie nach Weimar und Berlin, um dieſe neue deutſche Kultur von der man ſprach, zu beſehen und großenteils erſt noch für das weſtliche Europa zu entdecken. In den nun folgenden Kriegen wurden die Völker Europas gewiſſermaßen durcheinander geſchüttelt; auch dadurch verbreitete ſich die Beachtung des deutſchen Weſens. Als nach der Schlacht von Jena die Sieger auch die Stadt Weimar überfluteten, fanden ſich ſchon Offiziere, die in allem Getümmel an den Schutz der dort wohnenden berühmten Gelehrten dachten. Napoleon ſelbſt aber ließ bei Gelegenheit des Erfurter Kongreſſes Goethe und Wieland zu ſich rufen, um lange Geſpräche mit ihnen zu führen: Dies kleine Beiwerk aber war das Denkwürdigſte an der ganzen Verſammlung ſo vieler Potentaten.

Wenn man die Anerkennung Deutſchlands als geiſtige Großmacht auf einen beſtimmten Vorgang verlegen will, ſo muß wohl auf dieſe Oktobertage von 1808 gewieſen werden, wo der größte Heerführer und Herrſcher Europas ſich mit den deutſchen Dichtern Goethe und Wieland über aeſthetiſche, geſchichtliche und religiöſe Dinge beſprach und ihnen dann das Kreuz der Ehrenlegion ſandte. Es

iſt ſehr verſtändlich, daß dieſer franzöſiſche Orden — der erſte, den er erhielt — Goethen ſein Leben lang der liebſte blieb. Gleich darauf kam dann auch der Kaiſer von Rußland mit ſeinem Annen-Orden hinterher. Und hinter den Kaiſern manche Andere auf ihre Weiſe. In dieſen Tagen war der größte Schauſpieler Frankreichs, Talma, in Weimar, denn daß im dortigen Theater ein Stück in deutſcher Sprache, etwa eine Tragödie Schillers, von Goethes Schauſpielern vorgetragen, paſſend geweſen wäre, kam auch wohl den deutſchen Fürſten noch nicht in den Sinn; man hörte alſo in Weimar Voltaires ‚La mort de César‘ von den Leuten des ‚Théatre français‘. Einige Tage ſpäter wurde Talma mit ſeiner Frau zu Goethe geladen. Sie ehrten in ihrem Gaſtgeber natürlich immer noch den Verfaſſer des ‚Werther‘, da ja die Franzoſen die Frucht von dreiunddreißig weiteren Lebensjahren dieſes Dichters noch nicht beachtet hatten.

Talmas baten ihn dringend, nach Paris zu kommen und bei ihnen zu logieren. Das Glück, den Autor vom ‚Werther‘ bei ſich zu beſitzen, würde ganz Frankreich ihnen beneiden. Keine Frau in Paris würde ruhen, ehe ſie ihn geſehen; auf allen Toiletten, in allen Boudoirs würde er ſein Buch finden, das immer von neuem geleſen, von neuem überſetzt, jetzt wie vor dreißig Jahren den Reiz der Neuheit beſäße. Es gab keine Art der feinen Schmeichelei, die ſie nicht mit der Leichtigkeit des guten franzöſiſchen Tons, der nie fade noch kriechend wird, ihm ausgeſpendet hätten. Goethe antwortete heiter und artig: Das Glück, in Paris eine ſolche Senſation bei ſeinen jetzigen Jahren zu machen, wäre für ſeine Schultern zu ſchwer. (Bericht der Karoline Sartorius.)

So wehte jetzt ein anderer Wind. Es iſt bekannt, daß in dieſer Zeit der tiefſten militäriſchen und politiſchen

Erniedrigung ihres Vaterlandes auch die Deutschen erst recht erkannten und stolz fühlten, welche geistige Großmacht sie in den letzten dreißig oder vierzig Jahren durch ihre Gelehrten und Künstler geworden waren. Sie wurden sich auch bewußt, daß sie nach dem Tode Lessings, Klopstocks, Herders, Schillers, Kants und anderer erlauchten Geister in Goethe noch einen ungebeugten König besaßen. Dies Bewußtsein war eine starke Quelle des neuen Nationalgefühls. Man hatte nicht nur eine märchenhaft stolze Vergangenheit, sondern auch ein Stück großer Gegenwart. Zum auswärtigen Ruhm des Volkes der Dichter und Denker trug dann auch das Werk der Staël ‚De l'Allemagne' erheblich bei, das Ende 1813 in London erschien.

Jenes Werk . . . ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquierter Vorurteile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über den Rhein und, im Gefolg dessen, über den Kanal endlich von uns nähere Kenntnis nahm. (Annalen 1804.)

Erst nach dem endlichen Abschluß der napoleonischen Kriege konnte die Anerkennung der deutschen Kultur durch die Fremden praktische Folgen haben. Als ein erstes Zeichen dieses Fortschritts begrüßte Goethe das von dem wirklichen Staatsrat Sergei Semenowitsch Uwarow verfaßte Werk über den spätgriechischen Dichter Nonnos: hier gab nämlich ein russischer Gelehrter sein Werk in deutscher Sprache heraus, wo doch gerade in seinem Lande das Französische die Sprache der feinen und gebildeten Welt war. So erklärte Uwarow das Ungewöhnliche:

Die Wiedergeburt der Altertumswiſſenſchaft gehört den Deutſchen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; ſollte aber die höhere Philologie ſich einſt zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, ſo könnte eine ſolche Palingeneſie wohl nur in Deutſchland ſtattfinden. Aus dieſem Grunde laſſen ſich auch gewiſſe neue Anſichten kaum in einer andern neueren Sprache ausdrücken; und deswegen habe ich deutſch geſchrieben. Man iſt hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politiſchen Vorranges dieſer oder jener Sprache zurückgekommen. Es iſt Zeit, daß ein Jeder ... immer die Sprache wähle, die am nächſten dem Ideenkreiſe liegt, den er zu betreten im Begriff iſt.

„Möchten doch alle gebildete Deutſche dieſe zugleich ehrenvolle und belehrende Worte ſich dankbar einprägen!“ fügte Goethe hinzu und ermahnte zugleich „geiſtreiche Jünglinge“, „ſich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge zu bedienen.“

Es war kein Zufall, daß gerade die deutſchen Philologen die allgemeine Achtung zuerſt erlangten. Sie beſchäftigten ſich mit den allgemein anerkannten fremden Autoren und ſtanden mit allen ausländiſchen Fachgenoſſen durch die lateiniſche Bücherſprache von jeher in Verbindung. Als ſie auch deutſch zu ſchreiben anfingen, weil ihnen das deutſche Publikum nunmehr ausreichte, beſaßen ſie bereits die Achtung der Fremden. Namentlich aber waren unter den Kennern alter und neuer Sprachen jetzt gute Überſetzer erſtanden: Voß, Herder, Wieland, Bode, Gries, Regis, Schlegel, Rückert uſw., ſodaß man bald ſagen konnte, die deutſche Sprache ſammle die Dichtung aller Völker. Früher hatte das Franzöſiſche auch die lateiniſche und griechiſche Literatur erſchloſſen, auch manchem Deutſchen. „Friedrich der Große konnte

kein Latein, aber er las ſeinen Cicero in der franzöſiſchen Überſetzung ebenſo gut als wir Andern in der Urſprache." (G. zu Eckermann, 10. Januar 1825.) Jetzt bot der deutſche Büchermarkt Beſſeres und Mannigfaltigeres. Zu einem Engländer, der in Weimar Deutſch lernen wollte, ſagte Goethe:

Ihre jungen Landsleute tun wohl, daß ſie jetzt zu uns kommen und auch unſere Sprache lernen. Denn nicht allein, daß unſere eigene Literatur es an ſich verdient, ſondern es iſt auch nicht zu leugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutſche gut verſteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der franzöſiſchen rede ich nicht: ſie iſt die Sprache des Umgangs und ganz beſonders auf Reiſen unentbehrlich, weil ſie Jeder verſteht und man ſich in allen Ländern mit ihr ſtatt eines guten Dolmetſchers aushelfen kann. Was aber das Griechiſche, Lateiniſche, Italieniſche und Spaniſche betrifft, ſo können wir die vorzüglichſten Werke dieſer Nationen in ſo guten deutſchen Überſetzungen leſen, daß wir ohne ganz beſondere Zwecke nicht Urſache haben, auf die mühſame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutſchen Natur, alles Ausländiſche in ſeiner Art zu würdigen und ſich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieſes und die große Fügſamkeit unſerer Sprache macht denn die deutſchen Überſetzungen durchaus treu und vollkommen. (Eckermann, 10. Januar 1825.)

So drückte der Dichter des ‚Weſtöſtlichen Diwan', der auch als Überſetzer aus einem halben Dutzend Sprachen ſich verſucht hat, in nüchterner Proſa Dasſelbe aus, was ſein oft begeiſterter Jugendfreund Fritz Stolberg als „Deutſchlands Beruf" verkündigte:

Ja, Herz Europens ſollſt du, o Deutſchland, ſein!
So dein Beruf! Es ſtrömt die Empfindung dir
Aus vollen Adern, kehret ſtrömend
Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönneſt du jedem Glied,
Was ihm gegeben; eigneſt, veredelnd, dir
Das Gute zu von allen, gibſt es
Allen veredelt zurück, unkundig

Des eitlen Neides, weil du, ſo gut als reich,
In eigner Fülle ſchaltend, des Heimiſchen
Mit Liebe pflegſt, doch auch des Fremden
Pflegeſt mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht wenige
Das Eigne; auch unwürdig dein ſind
Jene, die fremdes Verdienſt verkennen.

Denn Herz Europens ſollſt du, o Deutſchland, ſein,
Gerecht und wahrhaft, ſollſt in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Strahl und die Glut des Gefühls verbreitet!

* * *

Die Friedensjahre dauerten an. Handel und Wandel nahmen zu; die Straßen kamen in beſſeren Zuſtand; friedliche Reiſende fuhren nun hin und her, wo ſonſt die Kriegsvölker von ganz Europa und dazu nicht wenige Aſiaten Armut und Schrecken verbreitet hatten. Die Poſtkutſchen fuhren ſo ſchnell, daß Goethe ſchon 1820 und 1830 ſich in einem „veloziferiſchen" Zeitalter fühlte. Jetzt kamen die Angehörigen der Künſte und Wiſſenſchaften wieder in lebhaften Verkehr über die Landesgrenzen hinweg. Goethe erwähnt beſonders auch „den jetzigen ſchnell wirkenden Buchhandel" als eine vorzügliche Völkerverbindung. (‚Aus den Studien zur Weltliteratur'.) Er ſelber las Pariſer Zeitungen, Le Temps und Le Globe, die raſch genug eintrafen. Nicht ſelten

meldeten ſich wieder Franzoſen in Weimar. Ein nationaler Groll war nirgends zurückgeblieben, da, wie wir uns ſchon erinnerten, die Befreiungskriege nur dem „Buonaparte" gegolten hatten und die Franzoſen von den Kriegführenden und Friedenſchließenden ſehr zart geſchont worden waren.

Der Verkehr bewirkt allemal Einigung, wieviel Zwietracht er auf ſeinen Wegen zu dieſem Ziele auch erregen mag.

Zu einer Zeit, wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort ſich kreuzen, iſt einem jeden Strebſamen höchſt nötig, ſeine Stellung gegen die eigene Nation und gegen die Übrigen kennen zu lernen. Deshalb findet ein denkender Literator alle Urſache, jede Kleinkrämerei aufzugeben und ſich in der großen Welt des Handelns umzuſehen. Der deutſche Schriftſteller darf es mit Behagen . . . . . (Anzeige von Stapfers Notice.)

Für ſeine Perſon erfuhr Goethe noch in ſeinem ſiebenundſiebzigſten Jahre, „wie ſich ſeine Bemühungen einer Nachbarnation darſtellen, welche von jeher nur im allgemeinen an deutſchem Beſtreben teilgenommen, Weniges davon gekannt, das Wenigſte gebilligt hat." Er erlebte es, indem er ſeine dramatiſchen Werke in vier Bänden einer guten Überſetzung von Albert Stapfer vor ſich ſah und zugleich im ‚Globe' einen ſehr verſtändigen, eingehenden und liebevollen Aufſatz über ſeine literariſche Entwicklung las. Verfaßt war dieſer Aufſatz von dem jungen Ampère, dem Sohne des berühmten Phyſikers.

Merkwürdig mußte es uns in der neueſten Zeit werden, wenn Dasjenige, was wir an uns ſelbſt ſchätzten, auch von ihnen an-

fing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen, besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben, daß Franzosen sich entschieden überzeugten: bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gehe bei seinen Produktionen mit dem besten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht ableugnen. Und nun mußte freilich aus einer solchen Übersicht unmittelbar der reine, richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, und, was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurteilen habe.

Und so darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch soviel Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht, um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen und sich deshalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet. Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiener . . . .

Goethe mußte an den Ausführungen Ampères um so mehr Vergnügen haben, als Dieser den Franzosen ihre bisherigen Fehler sehr treffend vorhielt. Es handelte sich da um Fehler, die auch in Deutschland nicht gerade selten waren. Trotz ihres raschen Beifalls für den Dichter des ‚Werther', führte Ampère aus, hätten sie diesen selben Dichter in der Folge gleichsam nicht dulden wollen, weil er stets in neuen Gestalten gekommen sei, also neue Prüfung und Hingabe verlangt habe. „Solch eine fruchtbare Mannigfaltigkeit kann

freilich träge Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Ärgernis geben."

Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo Jeder sich beeilt, über Das zu spotten, was er nicht begreift, aus Furcht, ein Anderer möge vor ihm darüber spotten, in einem Publikum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist, ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es Andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nötig ist, um den Wert einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken, daß sie fremd ist, und Das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht, um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit, zu genießen, der Eitelkeit, nicht zu verstehen, des Stolzes, nicht genießen zu wollen.

Zwei Jahre später hielt Goethe eine französische Prachtausgabe seines ‚Faust' in Händen — eine deutsche gab es noch nicht. Die 17 beigefügten Illustrationen von Delacroix konnte man wild im Entwurf und roh in der Ausführung finden; aber merkwürdig war, daß keiner seiner deutschen Vorgänger die dargestellten Szenen so tief, so — deutsch aufgefaßt hatte wie dieser Franzose. Im selben Jahre 1828 spielten französische Schauspieler in Berlin und englische in Paris: auch Das konnte man als einen Sieg der Weltliteratur nehmen. Früher hatte man in deutschen Residenzen auch wohl französische Schauspieler gehabt, aber Das war in ganz anderem Sinne gemeint gewesen. Jetzt maßen sich Gleichstehende mit einander. Jetzt galt Goethes Wort:

„Eine jede Literatur ennuyiert sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Teilnahme wieder aufgefrischt wird.“ (Bezüge nach außen 1828.)

* * *

Goethe hat diese werdende Weltliteratur nie überschätzt. Nur ein gegenseitiges Kennen und Beachten verstand er darunter; daraus folgt dann ein Benutzen und Umbilden der Stoffe, ein Versuchen gleicher Formen; das Ergebnis aber ist eine Steigerung durch einander. Keineswegs sah er schon ein Verschwinden der National-Literaturen oder ein gemeinsames Geistesleben der Völker voraus, wußte er doch und sprach er es doch noch im Jahre 1827 aus, daß sogar die deutsche Literatur als ein wirklich Gemeinsames erst noch im Entstehen war.

Wie die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer inneren Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-aesthetische aus einer ähnlichen Übereinstimmung nach und nach hervorgehen. Dieses kann nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich sehe so viele Jahre als ein Mitarbeitender zurück und beobachte, wie sich, wo nicht aus widerstreitenden, doch heterogenen Elementen eine deutsche Literatur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß sie in einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Tun, Urteilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zutage fördert. (Le Tasse, par Duval.)

Wer so nüchtern denkt, glaubt auch nicht an eine baldige geistige Völkergemeinde. Und sieht darin nicht etwas Herrliches.

Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts Anderes von ihr erwarten, als was sie leisten kann und leistet.

Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verlieh. Was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen. Dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen.

Vorteil werden jedoch auch die Besten von dieser Entwicklung ziehen: sie bleiben im erweiterten Kreise nicht mehr ganz so einsam.

Diejenigen, die sich dem Höheren und dem Höher-Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus gibt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu tun ist. Aber der Weg, den sie einschlagen, der Schritt, den sie halten, ist nicht eines Jeden Sache. Die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert sein, und deshalb lehnen sie ab und verhindern die Fördernis Dessen, was sie selbst fördern könnte. Die Ernsten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden. . . .

So lebte ja Goethe längst mit den andern Großen über die Länder und Zeiten hinweg. In seinen letzten Jahren aber wandten sich die Mitlebenden häufiger zu ihm, Byron und Carlyle aus England, Manzoni aus Italien, Öhlenschläger aus Dänemark, Mickiewicz aus Polen.

* * *

Individuen und Nationen — man muß sie schließlich gewähren lassen. Am meisten Förderung, am wenigsten Nachteil aber haben wir von ihnen, wenn wir ihr Treiben mit Ruhe und Wohlwollen betrachten. In den zerstreuten Blättern des alten Goethe, die unter dem Titel ‚Studien

zur Weltliteratur' zusammengeheftet wurden, lesen wir Sätze, die sich gerade auf die Franzosen beziehen.

Jede Nation hat Eigentümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und Diese sind es auch, wodurch die Nationen sich unter einander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen.

Die Äußerlichkeiten dieser innern Eigentümlichkeiten kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im leidlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient.

Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt, noch erkannt, nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst. Sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie Die des einzelnen Menschen unbewußt; man verwundert sich zuletzt, man erstaunt über Das, was zum Vorschein kommt.

Goethe zweifelte nicht, daß gerade den Franzosen ihre endliche Kenntnisnahme von Deutschland zu erheblichem Vorteil gereichen werde. Dem deutschfranzösischen Grafen Reinhard schrieb er 1829 diese Meinung; „auch haben sie schon ein gewisses selbstbewußtes Vorgefühl, daß ihre Literatur, und zwar noch in einem höheren Sinne, denselben Einfluß auf Europa haben werde, den sie in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich erworben." Als er ihren verspäteten Sturm und Drang in der Poesie mit einem heftigen Fieber verglich (zu Soret, 14. März 1830), meinte er: dies an sich nicht angenehme Fieber werde eine bessere Gesundheit als heitere Folge haben. Und an anderer Stelle (Studien zur Weltliteratur) sprach er seine Überzeugung aus, daß die Franzosen „zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche" — wir sagen dafür heute: die geistige — „Welt haben werden."

Der achtzigjährige Goethe erlebte noch recht erfreuliche Beweise dieser guten Nachbarschaft. Ganz allgemein beim Lesen französischer Bücher und Zeitungen:

Es ist wirklich wundersam, wie hoch sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er aufhörte, beschränkt und ausschließend zu sein. Wie gut kennt er seine Deutschen, seine Engländer! Besser, als die Nationen sich selbst. Wie bestimmt schildert er in Diesen die eigennützigen Weltmenschen, in Jenen die gutmütigen Privatleute! (An Graf Reinhard, 18. Juni 1829.)

Einmal erlebte er, daß ein Franzose ihn gegen Wolfgang Menzels deutsche Literaturgeschichte verteidigte. Er erzählte es seinem Freunde Zelter (31. Dezember 1829):

Du meldetest einmal von einem Menzel, der nicht auf das freundlichste meiner in seinen Schriften gedacht haben solle; ich wußte bisher weiter nichts von ihm, denn ich hätte viel zu tun, wenn ich mich darum bekümmern wollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten. Nun aber werde ich von außen her belehrt, wie es eigentlich mit diesem Kritikus sich verhält. — Le Globe vom 7. November macht mich hierüber deutlich, und es ist anmutig zu sehen, wie sich nach und nach das Reich der Literatur erweitert hat. Wegen eines unsrer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren: die Nachbarn nehmen uns in Schutz!

Von Stapfers Faust-Übersetzung war die Rede. Genialer begabt war Gérard de Nerval, der schon mit 20 Jahren eine eigene Übersetzung drucken ließ und der eben damals, 1828, schon mit einer Reihe von anderen Vielverheißenden in Freundschaft zusammen lebte: Victor Hugo, Theophil Gautier, Houssaye, Karr, Corot, Berlioz. Dieser Tonkünstler ward namentlich von den Liedern in dem gewaltigen Drama entzündet; ehe ein Jahr verging, ließ er sein Erstlingswerk drucken: ‚Huit Scènes de Faust,

tragédie de Goethe, traduites par Gérard, composées par Hector Berlioz' und sandte zwei Abzüge der Partitur an den deutschen Dichter. Ein begeisterter Brief lag bei. „Monsieur", war die erste Überschrift gewesen, aber der junge Mann radierte die letzten Buchstaben säuberlich weg und schrieb nun als an einen Fürsten: Monseigneur! – Leider antwortete ihm Goethe nicht, da ihm sein musikalischer Vertrauensmann Zelter versicherte, die Leistung des Franzosen sei nur ein Husten, Schnauben, Krächzen, ein Abszeß, eine Abgeburt. Berlioz aber blieb dem ‚Faust' treu, auch als Tondichter.

Auch der hochbegabte Bildhauer David aus Angers las Nervals Übersetzung; die Folge war, daß er im Sommer 1829 die weite Fahrt nach Thüringen machte, ohne fremden Auftrag, ohne Aussicht auf Kostenersatz, rein aus eigenem Bedürfnis, um von Goethe eine Büste und zwar in einem unerhört großen Maßstabe zu machen. Im August ward das Ton-Modell gefertigt; man staunte es an, fand es genial, aber auch höchst französisch-theatralisch. Es wird erzählt, daß der oberste Kunstgelehrte der Stadt, Heinrich Meyer, von Goethes anderen Freunden den Auftrag bekam, den Franzosen auf dies Übertrieben-Theatralische aufmerksam zu machen, da es den deutschen Betrachtern sehr entgegen stehen würde. Der gute Professor nahm auch einen mächtigen Rede-Anlauf, brach aber gerade bei der Spitze ab, und als ihn Soret nachher deswegen tadelte, rief er aus: „Sapperment! Das konnte ich ihm doch nicht sagen!"

David führte dann in der Heimat diese Riesenbüste in pyrenäischem Marmor aus und schickte sie als sein

eigenes Geschenk an den verehrten deutschen Dichterkönig. Sein begleitender Brief ehrte ihn und den Geist seiner Nation. So lautete er:

Monsieur! Aussitôt que mes jeunes pensées ont pu se fixer vers la contemplation des sublimes ouvrages de la nature, mon admiration a été pour les grands hommes qui sont sa plus belle création. J'ai étudié la sculpture, comme un moyen plus durable de consacrer leurs traits; je leur ai voué ma vie et toutes les sensations de mon âme. Il m'était réservé, comme un indigne bonheur, de reproduire les traits du plus grand, du plus sublime. Je vous offre cette faible représentation de vos traits, non comme un ouvrage digne de vous, mais comme l'expression d'un cœur qui sent mieux qu'il ne peut exprimer.

Vous êtes la grande figure poétique de notre époque; elle vous doit une statue, mais j'ai osé en faire un fragment; un génie plus digne de vous la terminera.

Ebenso bezeichnend war Goethes Antwort, vom 20. August 1831:

Soeben sind es zwei Jahre, daß Sie uns durch Ihre Gegenwart überraschten, ich dürfte fast sagen: in Verlegenheit setzten. Der ausgezeichnete Künstler einer benachbarten Nation, dessen Verpflichtung sich eigentlich nur auf seine Landsleute zu beziehen schien, wenn er sich entschloß, die Gestalt von Individuen durch seine Kunst zu erhalten, war uns eine ganz neue Erscheinung.

Allein nicht lange genossen wir Ihres werten Umganges, als wir einen Mann gewahr wurden, dem das Allgemein-Menschliche lebhaft im Sinne lag und welcher daher überallhin seine Aufmerksamkeit richtete, wo er ein Bestreben bemerkte, darauf zu wirken, daß Menschen an Menschen sich knüpfen, um durch wechselseitige Anerkennung das eigentliche Gleichgewicht im Ganzen herzustellen, welches im Einzelnen, wegen des immerfort dauernden Konfliktes der besonderen Interessen so schwer zu erreichen und zu erhalten ist.

In gleichem Sinne haben wir die übersendete Marmorbüste mit lebhaft-dankbarer Gesinnung aufgenommen: als ein Zeugnis des Wohlwollens eines unmittelbaren Geistesverwandten, als einen Beweis der Auflösung strenger Nationalgrenzen . . .

David hatte schon vorher eine große Kiste gesandt. Sie enthielt eine große Zahl seiner Gipsmedaillons von berühmten Männern und auch von weimarischen Persönlichkeiten, die der Künstler nebenbei festgehalten hatte; sodann aber namentlich eine Menge Bücher, die die jungen Dichter und Schriftsteller in Paris durch David dem großen deutschen Vorgänger überreichen ließen: Victor Hugo, Balzac, Ballanche, Sainte Beuve usw. Goethe vertiefte sich mit Lust darin. „Die jungen Dichter beschäftigen mich nun schon die ganze Woche und gewähren mir durch die frischen Eindrücke, die ich von ihnen bekommen, neues Leben." Er lernte Hugo, Balzac und Beyle-Stendhal noch ihrem Werte nach kennen; eine herzliche Liebe aber wandte er einem Dichter zu, der später seine beste Kraft der Politik und Staatsverwaltung gewidmet hat: Narcisse Achille de Salvandy; ihn empfand er wie einen geistigen Sohn, und sein kürzlich empfangenes Werk ‚Seize Mois' war das letzte Buch, mit dem sich unser Dichter in den Tagen seines Todes beschäftigt hat.

Einen letzten Beweis seines Weltbürgertums gab Goethe auch mit der letzten Arbeit seines langen, fleißigen Lebens. Im Februar 1830 entspann sich im Schoße der Pariser Akademie der Wissenschaften ein grundsätzlicher Meinungsstreit zwischen zwei großen Naturforschern: Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire; durch eine Reihe

von Sitzungen ward dieser Kampf fortgeführt. Goethe nahm daran so sehr Anteil, daß ihn noch in den folgenden Monaten diese Sache lebhafter beschäftigte als die neueste französische Revolution. (Soret, 2. August 1830.) Er schrieb eine sehr ausführliche, nach allen Seiten durchdachte Darstellung dieses Streites; sie erschien in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, der Schluß erst in Goethes Todesmonate.

Nun aber möchte man wohl fragen: welche Ursache, welche Befugnis hat der Deutsche, von diesem Streit nähere Kenntnis zu nehmen? ja, vielleicht als Partei sich zu irgend einer Seite zu gesellen? Darf man aber wohl behaupten, daß jede wissenschaftliche Frage, wo sie auch zur Sprache komme, jede gebildete Nation interessiere, wie man denn auch wohl die scientifische Welt als einen einzigen Körper betrachten darf, so ist hier nachzuweisen, daß wir diesmal besonders aufgerufen sind.

Geoffroy de Saint-Hilaire nennt mehrere deutsche Männer als mit ihm in gleicher Gesinnung begriffen; Baron Cuvier dagegen scheint von unsern deutschen Bemühungen in diesem Felde die ungünstigsten Begriffe sich gebildet zu haben; es äußert sich derselbe in einer Eingabe vom 5. April folgendermaßen: „Ich weiß wohl, ich weiß, daß für gewisse Geister hinter dieser Theorie der Analogien, wenigstens verworrenerweise, eine andere sehr alte Theorie sich verbergen mag, die, schon längst widerlegt, von einigen Deutschen wieder hervorgesucht worden, um das pantheistische System zu begünstigen, welches sie Naturphilosophie nennen." Diese Äußerung Wort für Wort zu kommentieren, den Sinn derselben deutlich zu machen, die fromme Unschuld deutscher Naturdenker klar hinzulegen, bedürfte es wohl auch eines Oktavbändchens; wir wollen in der Folge suchen, auf die kürzeste Weise unsern Zweck zu erreichen.

Die Lage eines Naturforschers wie Geoffroy de Saint-Hilaire ist freilich von der Art, daß es ihm Vergnügen machen muß, von den Bemühungen deutscher Forscher einigermaßen unterrichtet zu

sein, sich zu überzeugen, daß sie ähnliche Gesinnungen hegen wie er, daß sie auf demselben Wege sich bemühen und daß er also von ihrer Seite sich umsichtigen Beifall und, wenn er es verlangt, hinreichenden Beistand zu erwarten hat. Wie denn überhaupt in der neuern Zeit es unsern westlichen Nachbarn niemals zu Schaden gedieh, wenn sie von deutschem Forschen und Bestreben einige Kenntnis nahmen.

* * *

Goethe wurde mit siebzig Jahren zum Ehrenmitgliede einer deutschgesinnten Gesellschaft ernannt, die in seiner Vaterstadt ihren Sitz hatte. Bei dieser Gelegenheit mußte er wohl an seine letzte Gedichtsammlung denken, wo er Morgenländisches und Abendländisches durcheinander geflochten und sich zur Weltgemeinschaft bekannt hatte:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Trotzdem glaubte er, daß ihn jene Gesellschaft mit Recht als Patrioten geehrt habe.

Diesen Vorzug einigermaßen verdient zu haben, darf ich mir wohl schmeicheln, da ich weder Blick noch Schritt in fremde Lande getan als in der Absicht, das Allgemein-Menschliche, was über den ganzen Erdboden verbreitet und verteilt ist, unter den verschiedensten Formen kennen zu lernen und Solches in meinem Vaterlande wiederzufinden, anzuerkennen und zu fördern. Denn es ist einmal die Bestimmung des Deutschen, sich zum Repräsentanten der sämtlichen Weltbürger zu erheben.

6. Goethes engliſche Beziehungen.

In Goethes Kinderjahren gab es in ſeiner Vaterſtadt noch keine Gelegenheit, Engliſch zu lernen. Da kam im Frühjahr 1762 ein Kandidat Schade aus Hildburghauſen nach Frankfurt; er wünſchte ſich dort eine Zeit lang zu ernähren und erbat von der Obrigkeit die Erlaubnis, die engliſche Sprache lehren zu dürfen; man geſtand es zu, und ſo wurde der junge Theologe, der ſich acht Monate in England aufgehalten hatte, der Erſte, der in Frankfurt dieſen Unterricht anbot. Er verſprach, „innerhalb vier Wochen einen Jeden, der nicht ganz roh in den Sprachen ſei, dieſe engliſche zu lehren und ihn ſoweit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiße weiterhelfen könne.“ Der kaiſerliche Rat Kaspar Goethe benutzte Schades Anweſenheit, ſich ſelbſt und ſeine beiden Kinder in den Beſitz einer neuen Sprache zu ſetzen; und außer den erſten 5 Gulden im Juli 1762 verdiente ſich Schade im Februar des nächſten Jahres noch einmal 2 Gulden bei einer Fortbildungsübung in dieſem lernluſtigen Hauſe.

Bald genug nach ſeinem Fortgange konnten Wolfgang und Kornelia ihre Kenntniſſe in angenehmer Weiſe auf-

frischen. Ein Verwandter von ihnen, Sprachmeister Pfeil, hielt eine Pension, in der sich nach einiger Zeit auch ein paar junge Engländer einfanden. So wurden die Geschwister mit einem Harry Lupton befreundet; sie übten mit ihm abwechselnd Deutsch und Englisch, und Kornelia richtete auf diesen Vertreter der Seefahrer-Nation ihre ersten zarten Herzenstriebe. Mit mehreren Andern bildeten die Geschwister auch ein englisches Kränzchen, das Reihe um in verschiedenen Häusern bewirtet wurde. Lupton „konnte von seiner Sprache gute Rechenschaft geben", und man „erfuhr dabei Manches von seinem Lande und Volke" (Dicht. u. Wahrh. 6. Buch.). Wolfgang Goethes auffälligste Begabung war damals seine rasche Fertigkeit in allen Sprachen, die er sich anzueignen Lust bekam. Er sorgte sich nicht viel um Rechtschreibung, Formen- und Satzbaulehre, sondern las, schrieb und redete darauf los; bei diesem wilden Verfahren brachte er es als Jüngling im Englischen wie im Französischen, Italienischen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen merkwürdig weit. In seinen Leipziger Briefen finden wir neben eigenen deutschen Versen auch ebensolche lateinische, französische und englische. »I make English verses that a stone would weep«, plaudert der Siebzehnjährige (Ostern 1766) zu seiner Schwester; »Think on it, sister, thou art a happy maiden to have a brother who makes English verses; I pray thee, be not haughty thereof«. Und dann schreibt er ihr ein längeres Gedicht ab, das er an seinen Landsmann Georg Schlosser gerichtet hatte; so beginnt es (in seiner freien Schreibweise):

Thou knowst how heappily they Freind
Walks upon florid Ways;
Thou knowst how heavens bounteous hand
Leads him to golden days.

But hah: a cruel enemy
Destroies all that Bless:
In Moments of Melancholy
Flies all my Happiness.

Then fogs of doubt do fill my mind
With deep obscurity;
I search my self, and cannot find
A spark of Worth in me . . . . .

Die »Moments of Melancholy« gehörten mit zum engliſchen Studium. Edward Youngs ‚Nachtgedanken' (1741—44 erſchienen, 1751 von Ebert überſetzt) wurden auch in Deutſchland ſehr viel geleſen. Noch eifriger wurden die Romane Samuel Richardſons verſchlungen: ‚Pamela', ‚Clariſſa' und ‚Sir Charles Grandiſon'; unzählige deutſche Mädchen und Frauen verliebten ſich in Richardſons Helden und Heldinnen, und Goethes Lehrer Gellert verkündigte den unſterblichen Ruhm dieſes Zeitgenoſſen:

Dies iſt der ſchöpferiſche Geiſt,
Der uns durch lehrende Gedichte
Den Reiz der Tugend fühlen heißt,
Der durch den ‚Grandiſon' ſelbſt einem Böſewichte
Den erſten Wunſch, auch fromm zu ſein, entreißt.
Die Werke, die er ſchuf, wird keine Zeit verwüſten,
Sie ſind Natur, Geſchmack, Religion.
Unſterblich iſt Homer, unſterblicher bei Chriſten
Der Brite Richardſon.

Wie in Richardsons, Fieldings, Smollets Romanen kam jetzt von England her auch im Drama der Bürger mit seinen Idealen, Freuden, Sorgen und sittlichen Kämpfen zur gebührenden Geltung. Lillos ‚George Barnwell oder der Kaufmann von London', das erste bürgerliche Trauerspiel, wurde auch in Deutschland viel aufgeführt; ebenso ähnliche Stücke von Edmund Moore und Richard Cumberland. Und schließlich offenbarte sich der Bürgersinn Englands gar gemeinnützig in den ‚Moralischen Wochenschriften', die zwischen 1709 und 1784 blühten: ‚The Tatler', ‚Spectator', ‚Guardian', ‚Lover', ‚Rambler' und ‚Idler' waren die bekanntesten; Addison, Steele und Samuel Johnson ihre berühmtesten Verfasser. Auch diese Zeitschriften wurden ins Deutsche übersetzt. Denken wir zu diesen Bürger-Moralisten noch Alexander Pope hinzu, der von 1688 bis 1744 lebte und zu seiner Zeit für den geschicktesten Meister der poetischen Kunst gelten konnte, so haben wir die englischen Schriftsteller beisammen, in deren Welt der Jüngling Goethe Einblicke tat. Der Sechzehnjährige empfiehlt seiner Schwester den ‚Zuschauer', verbietet ihr alle Romane, „den einzigen ‚Grandison' ausgenommen, den du noch etliche Mal lesen kannst, aber nicht obenhin", und erzählt ihr, daß er neulich im Theater bei ihrem Leibstücke, dem ‚Kaufmann von London', größtenteils gegähnt, am Ende aber doch mit den Andern geweint habe. Im nächsten Briefe zitiert er dann Verse von Pope.

Aber auch dem nur von Wenigen gekannten alten Theaterdichter Shakespeare trat Wolfgang Goethe schon

als Sechzehnjähriger nahe. Dessen Stücke waren ja für ein verfeinertes Publikum und eine verbesserte Bühne nicht mehr brauchbar; aber ihre Fabeln kamen durch neuere Werke von Christian Felix Weiße und Andere wieder zur Geltung, so ‚Richard der Dritte' und ‚Romeo und Julia'. Auch in Büchern sah der Leipziger Student die Schauspiele Shakespeares noch nicht, weder englisch noch deutsch; aber er besaß und las W. Dodds 1752 erschienene Blütenlese: ‚The Beauties of Shakespear, regularly selected from each play'. Viele schöne und merkwürdige Stellen blieben ihm im jugendlichen Gedächtnis haften; noch im Alter dachte er gern an dies Buch:

Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mitteilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werte in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines Lebens, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, Alles traf mich einzeln und gewaltig. (Dicht. u. W. 11. Buch.)

Als Goethe in seine Vaterstadt zurückkehrte, fand er seine Schwester und ihre Freundinnen recht verengliscbt wieder. Diese deutschen Bürgertöchter schrieben ihre Briefe und Tagebücher französisch, ihre Ideale aber waren britisch. Sie redeten sich untereinander gern mit »Miss«

an; eine Miss aus Richardsons Romanen wäre Jede gern gewesen. „Du bist eine Närrin mit deinem Grandison", sagte Wolfgang zur Schwester, und einer Leipziger Freundin klagte er über die Frankfurterinnen:

Bin ich bei Mädchen launisch-froh,
So sehn sie sittenrichtrisch-sträflich
— — — — — — — — — —
Zeigt man Verstand, so ist auch Das nicht recht.
Denn will sich einer nicht bequemen,
Des ‚Grandisons' ergebner Knecht
Zu sein und Alles blindlings anzunehmen,
Was der Diktator spricht,
Den lacht man aus, Den hört man nicht.

* * *

Es dauerte nicht lange, so ward Goethe viel tiefer als diese Mädchen von englischen Dichtern gestimmt und begeistert. Er lernte Shakespeare besser kennen, zuerst durch Wielands achtbändige Übersetzung, die 1762—66 erschien, und dann auch im englischen Texte. „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort tun können", erklärt er im Februar 1769, denn „kein kleinerer Geist wird einen größeren überwinden." Ein Jahr danach erkennt er drei Männer als seine „echten Lehrer" an: Oeser, Wieland und Shakespeare. Wieder ein Jahr später, in Straßburg, wäre es ihm nicht mehr eingefallen, diese Drei in einem Atemzuge zu nennen. Im Herbst 1770 hatte er viele Gespräche mit Herder; bald darauf wurde er auch mit dem anderen Shakespeare-Schwärmer Jakob Lenz befreundet,

und ſo wirkte in unſerer Straßburger Sozietät Shakeſpeare, überſetzt und im Original, ſtückweiſe und im ganzen, ſtellen- und auszugsweiſe, dergeſtalt, daß, wie man bibelfeſte Männer hat, wir uns nach und nach im Shakeſpeare befeſtigten, die Tugenden und Mängel ſeiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unſern Geſprächen nachbildeten, an ſeinen Quibbles [Wortſpielen] die größte Freude hatten und durch Überſetzung derſelben, ja durch originalen Mutwillen mit ihm wetteiferten.

Hierzu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor Allen mit großem Enthuſiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir ſchwebe, war anſteckend für meine Freunde, die ſich alle dieſer Sinnesart hingaben. Wir leugneten die Möglichkeit nicht, ſolche Verdienſte näher zu erkennen, ſie zu begreifen, mit Einſicht zu beurteilen; aber Dies behielten wir uns für ſpätere Epochen vor. Gegenwärtig wollten wir nur freudig teilnehmen, lebendig nachbilden und bei ſo großem Genuß an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forſchen und mäkeln: vielmehr tat es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, entwarf Goethe alsbald eine Rede, die er am Kalendertage dieſes ſeines Heiligen vorzuleſen oder von Andern geleſen wünſchte.

Die erſte Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem erſten Stücke fertig war, ſtund ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Geſicht in einem Augenblicke ſchenkt. . . . .

Shakeſpeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wäreſt, ich könnte nirgends leben als mit dir. Wie gerne wollt' ich die Nebenrolle eines Pylades ſpielen, wenn du Oreſt wärſt, lieber als die geehrwürdigtſte Perſon eines Oberprieſters im Tempel zu Delphos. . . . .

Ich ſchäme mich oft vor Shakeſpeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim erſten Blick denke: Das hätt' ich anders gemacht! Hintendrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakeſpeare die Natur weisſagt und daß meine Menſchen Seifenblaſen ſind, von Romangrillen aufgetrieben. . . . .

Die Jugend will keine altbekannten, sondern neu entdeckte Götter verehren; sie will namentlich auch kämpfen und verwendet die neuen Ideale und Fetische, um auf die Ideale und Fetische ihrer Väter und Lehrer loszuschlagen. So brauchte der junge Goethe auch den Shakespeare gegen Voltaire, den Sophokles gegen Corneille, den Euripides gegen Wieland. Der jungfrische Mensch übertreibt in Liebe und Haß.

* * *

Bald danach lernte Goethe zwei neue englische Erzähler, Oliver Goldsmith und Lorenz Sterne, kennen; sie konnten nicht die gleiche staunende Bewunderung wie Shakespeare, wohl aber Liebe, eine dauernde und unbedingte Liebe erwecken. Außerdem wirkten dann der Nebeldichter Macpherson-Ossian, der elegische Gray, der in düstern Betrachtungen schwelgende Young, der in höchstem Maße verbitterte und in allerschärfster Satire um sich stechende Swift auf die empfindende Jugend ein, Stunden der Wehmut, der Sehnsucht, der zartesten Schwärmerei, des Grams, des Widerspruchs gegen Gott und die Welt hervorrufend. Diese Literatur half vielen jungen Leuten in Deutschland die Köpfe verdrehen; sie träufelte in ihre Herzen das Gift des Weltschmerzes, der egoistischen Überempfindlichkeit und Selbstüberschätzung, des trägen Hindämmerns. Auch Goethe war eine Zeitlang von dieser geistigen Schwindsucht ergriffen, zumal als auch er liebte, ohne das geliebte Wesen an sich ziehen zu können. Solche eigenen Erlebnisse erwecken ja bei den Meisten die „Wertherstimmung"; wenn dazu

noch begabte Künſtler die Nichtigkeit des irdiſchen Daſeins und die Erbärmlichkeit der (andern!) Menſchen darlegen, ſind die Folgen oft ſchlimm.

Genug, jene oben im Allgemeinen erwähnten ernſten und die menſchliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern ausſuchten, der Eine nach ſeiner Gemütsart die leichtere elegiſche Trauer, der Andere die ſchwer laſtende, Alles aufgebende Verzweiflung ſuchend. Sonderbar genug beſtärkte unſer Vater und Lehrer Shakeſpeare, der ſo reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, ſelbſt dieſen Unwillen. Hamlet und ſeine Monologen blieben Geſpenſter, die durch alle jungen Gemüter ihren Spuk trieben. Die Hauptſtellen wußte ein Jeder auswendig und rezitierte ſie gern, und Jedermann glaubte, er dürfe ebenſo melancholiſch ſein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geiſt geſehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem dieſem Trübſinn nicht ein vollkommen paſſendes Lokal abgeht, ſo hatte uns Oſſian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Heide, unter vorſtarrenden, bemooſten Grabſteinen wandelnd, das durch einen ſchauerlichen Wind bewegte Gras um uns und einen ſchwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenſchein ward dann erſt dieſe kaledoniſche Nacht zum Tage: untergegangene Helden, verblühte Mädchen umſchwebten uns, bis wir zuletzt den Geiſt von Loda wirklich in ſeiner furchtbaren Geſtalt zu erblicken glaubten.

Goethe zahlte dieſen Stimmungen ſeinen Tribut im ‚Werther‘ und ſchüttelte ſie damit ab. Vorher ſchon hatte er ſich durch den ‚Götz‘ zu Shakeſpeares Formen und Geiſte bekannt. Von nun an, alſo ſchon von ſeinem vierundzwanzigſten Jahre an, übten der engliſche Geiſt und die engliſche Literatur keine ſtarke Kraft mehr auf ihn aus. Er las verhältnismäßig wenig eng-

lische Bücher; in dieser Sprache zu schreiben hatte er nach den unreifen Jugendjahren in Leipzig schon aufgegeben; sie im Umgang zu gebrauchen, kam damals kaum je in Frage, denn die Engländer, die das Festland besuchten, hatten die allgemeine Verkehrssprache der feinen Welt, das Französische, mißhandeln gelernt. Auch waren sie, außer in den Hafenstädten und in Hannover und Göttingen, recht seltene Erscheinungen.

* * *

In Weimar war, als Goethe dahin kam, ein wenig englische Literatur in deutscher Übersetzung Einigen bekannt; unser junger Dichter konnte sich seiner neuen Freundin, der Oberstallmeisterin v. Stein, als Lehrer des Englischen anbieten, obwohl er doch selber in Aussprache, Orthographie und Grammatik recht unwissend oder, wenn man will, recht selbstherrlich geblieben war. Man nahm Das damals nicht so genau; auch Jakob Lenz, der diesen Unterricht bei Frau v. Stein fortsetzte, verdeutschte zwar Stücke aus Shakespeares Dramen mit seinem gewohnten Genie; seine Kenntnis der Sprache war aber ebenso lückenhaft, sein Gebrauch derselben ebenso willkürlich wie Goethes.

Der erste Engländer, den Goethe nach Harry Lupton näher kennen lernte, zeigte ihm diese Nation von einer beneidenswerten Seite. Georg Batty wurde 1778 auf Mercks Rat von Herzog Karl August dazu berufen, in den Fürstentümern Weimar und Eisenach landwirtschaftliche Verbesserungen vorzuschlagen und zu überwachen; es handelte sich namentlich um Trockenlegung allzu

naſſer, Berieſelung allzu trockener Böden. Batty erwies ſich höchſt tüchtig, und dieſer „Landkommiſſar", der nach engliſcher Art von der deutſchen Sprache ſich nur das Nötigſte aneignete, gehörte ſogleich zu den ganz wenigen Beamten, deren Wirkſamkeit den Wohlſtand des Landes hob und dem Fürſten Freude an Erfolgen verſchaffte. Goethe erlebte in ihm die erſte Verkörperung des „praktiſchen Engländers." Wie Batty auf einem Landgute, ſo müßte man überall grad auf die Aufgabe des Tages losgehen. „Er träumt nicht im Allgemeinen, wie unſereiner ehmals um bildende Kunſt; wenn er handeln ſoll, greift er grad Das an, was jetzt nötig iſt." (Tagebuch 14. Juli 1779.) „Das iſt mein faſt einziger lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe", fuhr er im Mai des nächſten Jahres fort; „ſo lang' ich lebe, ſoll's ihm weder fehlen an Naſſem und Trockenem."

Im Jahre 1786 hielten ſich zwei Briten, Lord Inverary und Hauptmann Henry Heron, in Jena und Weimar auf. Der Schotte Heron gefiel ſehr; Karl Auguſt hätte ihn gern in ſeine Dienſte genommen, und die junge Lotte v. Lengefeld aus Rudolſtadt noch viel lieber in die ihrigen; aber der liebe Heron reiſte weiter, wie einſt Harry Lupton getan.

* * *

In Italien waren die Engländer häufiger; dort galt ja jeder wohlhabende Fremde, z. B. Goethe, ohne weiteres für einen Inglese. Eine merkwürdigſte Perſönlichkeit unter Denen, die Goethe kennen lernte, war Sir

William Hamilton, englischer Gesandter am Hofe zu Neapel. Er hatte sich an der Ausgrabung von Pompeji und Herkulanum treibend und helfend beteiligt, hatte sehr viele Altertümer, besonders altgriechische Vasen, erworben und kostbare Bücher über solche wieder aufgefundene Kunstwerke drucken lassen. Goethe sah in ihm aber auch einen Meister der Lebenskunst.

Wer sich Zeit nimmt, Geschick und Vermögen hat, kann sich auch hier [in Neapel] breit und gut niederlassen. So hat sich Hamilton eine schöne Existenz gemacht und genießt sie nun am Abend seines Lebens. Die Zimmer, die er sich in englischem Geschmack einrichtete, sind allerliebst, und die Aussicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. . . . Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmack und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers, geraten.

Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren . . . Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet; dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Schaals und macht eine Abwechslung von Stellungen, Geberden, Mienen usw., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. . . . Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstande ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sizilianischen Münzen, ja den Belveder'schen Apoll selbst.

Bei einem andern erfolgreichen Kunst- und Altertümer-Sammler, Sir Richard Worsley, nahm Goethe bessere Einsicht in die Arbeiten des Phidias und die athenische Akropolis; „einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck" behielt er. Durch Angelika Kauffmann, die früher in England gelebt hatte, kam er in Verbindung mit dem Maler Moore, dem ehemaligen Maler Jenkins,

der sich zu einem Kunsthändler und Bankier entwickelt hatte, und andern Engländern.

* * *

Als Goethe nach Weimar zurückkam, traf er dort als geschätzte Gäste einen Mr. Gore und seine beiden ledigen Töchter; Karl August hatte die Familie in einem Bade kennen gelernt und war in Miß Emily ein wenig verliebt. Die minder schöne Elise, die sich in der Malerei auszeichnete, hatte (nach dem Urteil der Karoline Herder) „ein sehr warmes Herz" für Goethe. Dieser aber wandte sich um die gleiche Zeit heimlich der derberen Christiane Vulpius zu. „Gores sind recht gut, wenn man in ihrer Art mit ihnen lebt", meinte er; „sie sind aber in sittlichen und Kunstbegriffen so eingeschränkt, daß ich gewissermaßen garnicht mit ihnen reden kann; sie sind glücklich, ich mag sie auch nicht in ihrem Glücke stören, so wenig ich daran teilnehmen kann." (An Frau v. Stein, 12. August 1788.)

Gores setzten zunächst ihr Wanderleben noch fort; Herzog Karl August wünschte aber ihre beständige Gegenwart in Weimar; er wußte 1791 für sie keine passendere Wohnung als die beiden Quartiere im Jägerhause, die Goethe seit einigen Jahren bewohnte; er beredete diesen Freund, sie den Gores zu überlassen, und entschädigte ihn durch das Helmershausensche Besitztum am Frauenplane. Die Gores lebten sich nun ganz in Weimar ein; bei Hofe und in der feinen Gesellschaft waren sie sehr angesehen; der alte Vater, der ursprünglich Kaufmann gewesen war und nach einer reichen Heirat sich zuerst

der Schiffsbaukunst, sodann der Malerei und einem Reiseleben gewidmet hatte, ward jetzt allgemein Herr v. Gore genannt. Auch Goethe schätzte ihn hoch und setzte ihm nach seinem Tode (1807) im ‚Philipp Hackert' gern ein kleines Denkmal.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vorteile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohltätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen Jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es nie an Stoff fehlen, weil er Vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen: keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei großmütig, gegen Tätige fördernd, gegen Leidende hilfreich zu sein.

Ein anderer Engländer, Joseph Charles Mellish of Blyth, blieb nicht so lange in Weimar, wurde aber mit der dortigen Gesellschaft sehr vertraut. Goethe trank gern mit ihm Champagner und nahm die Patenschaft bei seinem Söhnchen Karl Wolfgang an; Schiller kaufte ihm sein Haus ab und verbesserte ihm seine Gedichte. Denn Mellish dichtete auf deutsch! 1818, als er britischer Konsul in Hamburg war, gab er ‚Deutsche Gedichte eines Engländers' heraus.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam Mouniers Lehranstalt, der Karl August sein Schlößchen im Park von Belvedere eingeräumt hatte, in Flor. Seine Schüler waren neben einigen Russen und Balten namentlich Engländer, junge, übermütige Menschen, die sich im

armen Weimar wie die Könige der Welt gebärdeten. Karl August hatte seine Freude daran und gönnte ihnen ihre Erfolge bei den Töchtern des Landes. „Das wird recht Hochblut in die Rasse bringen und geradere Kreuze wie bisher." So sah er's an, weil er eben damals 40 Pferde aus England bezog.

Mouniers Anstalt gedieh; trotzdem ward sie 1801 aufgelöst, denn ihr Leiter bekam jetzt von Napoleon die Aussicht, wieder im Vaterlande zu wirken.

Der nächste Engländer, der sich in der weimarischen Gesellschaft Ansehen erwarb, war ein Jenaer Student. Henry Crabb Robinson kam aus der kleinen Stadt Bury und von kleinen Leuten her. Mit vierundzwanzig Jahren war ihm eine Erbschaft zugefallen; sehr bald danach hörte er von den deutschen Dichtern und Denkern, und sogleich stand sein Entschluß fest, nach Deutschland zu reisen und dort die höchsten Erkenntnisse zu sammeln, die Menschen bisher gewannen. Etwa sechsundzwanzigjährig kam er nach Thüringen; von 1802 bis 1805 hörte er Vorlesungen in Jena. Er ward mit Knebel befreundet, mit Goethe, Schiller, Herder und Wieland gut bekannt, ebenso mit dem Herzoge und den beiden Herzoginnen von Weimar. Die Frau v. Staël hätte ihn am liebsten mitgenommen und zu ihrem Hausgenossen gemacht. Robinson sprach sehr gut deutsch, kannte unser Land durch große Fußwanderungen, und seine Kenntnis von Kants oder Goethes Werken war so eindringend, daß er fast jeden Deutschen hätte belehren können. Seine geringe Herkunft merkte ihm Niemand an, denn bei aller Bescheidenheit trat er überall als freier Mann auf und

opferte seine eigene Meinung auch den Mächtigen nicht. Daran erkannte man auch in ihm den Briten.

* * *

Napoleons Siegeszug hob in dem von ihm eroberten Deutschland alle Verhältnisse mit den vom neuen Gebieter geächteten Engländern auf. Wenn Goethe in dieser „Franzosenzeit" aber an jene Vertreter Großbritanniens zurückdachte, die ihm begegnet waren, so sah er fast nur außergewöhnliche und durch ihre Selbständigkeit Achtung erweckende Menschen. Er konnte also aus eigener Erfahrung 1810 das Urteil drucken lassen, „daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und schätzenswert ist: die Ausbildung so vieler derber, tüchtiger Individuen." (Geschichte der Farbenlehre.)

Mit einem solchen derben, tüchtigen Individuum rang Goethe auf der Höhe seines Lebens in zähem Streite: mit dem seit hundert Jahren hochberühmten Naturforscher Isaak Newton; seine Angriffe auf dessen optische Lehren erhitzten sich zuweilen zum persönlichen Hasse, aber Das, was er an Newton haßte, war Allgemein-Menschliches oder Allgemein-Gelehrtenhaftes und nicht das Britische.

Es ist schon angedeutet, daß Goethe sich mit der schönen Literatur der Briten nach seinen Jünglingsjahren verhältnismäßig wenig befaßte; für einen guten Kenner konnte er trotzdem gelten, da er lebenslang ein gewaltiger Leser von erstaunlicher Einnahmefähigkeit und sein Gedächtnis sehr stark blieb. Jener gelehrte Student Robinson fragte ihn einmal, ob er ‚Das gerettete Venedig' von Otway kenne. „Ja, die komischen Scenen sind besonders

gut", antwortete Goethe zum Entſetzen des Fragenden, denn jene Szenen galten in England für ganz mißraten und wurden bei den Aufführungen fortgelaſſen. Aber Goethe redete nicht ins Blaue hinein; er hatte das Stück als Jüngling geſehen und vor zehn Jahren ſelber auf die Bühne gebracht. So konnte er über die ganze engliſche Literatur mitreden: ſie biete uns ungeheure Schätze, „und man findet ſich kaum in dem Reichtum, der ſich uns zudrängt, wenn man ihr nahe tritt." (24. Juni 1813 an Gräfin O'Donell.)

Zu Shakeſpeare hatte er ein Verhältnis gewonnen, daß uns Heutigen ſehr wunderlich erſcheint, zu Goethes ſonſtiger Geſinnung aber vollkommen paßt. Er verherrlichte ihn als einen allergrößten Dichter, hielt ſeine Dramen aber für keine Theaterſtücke, ſondern wollte ſie geleſen, am liebſten vorgeleſen haben. Demgemäß hat er als Theaterdirektor von dieſen zahlreichen Stücken nur wenige aufführen laſſen, und dieſe wenigen waren ſtark umgearbeitet. ‚Hamlet', ‚König Lear', ‚Der Kaufmann von Venedig' und ‚Julius Caeſar' ſtanden ſchon auf der Liſte, als Bellomos Theater vom Hofe übernommen wurde; unter Goethe kamen nur hinzu 1791 ‚König Johann', 1792 ‚König Heinrich der Vierte', 1800 ‚Macbeth', 1805 ‚Othello' und 1812 ‚Romeo und Julia'. Im ganzen wurden in ſeinen 27 Herrſchaftsjahren nur 46 Abende mit Shakeſpeare beſetzt, während Kotzebue an 410 und Iffland an 206 Abenden das weimariſche Publikum erbauten. Dies Publikum wollte es nicht anders; Niemand beſchwerte ſich, daß Shakeſpeare vernachläſſigt werde, und einige Dramen des großen Briten konnten

nur zwei- oder dreimal den Theatersaal füllen. „Shakespeares Werke sind nicht für die Augen des Leibes", behauptete demgemäß Goethe 1813 (‚Shakespeare und kein Ende'). Den nahe liegenden Einwand, daß Dieser doch als ein Berufsschauspieler geradezu für die Bühne gearbeitet habe — sehr zum Unterschiede von dem jungen Dichter des ‚Faust' und ‚Götz' — widerlegte Goethe mit dem Hinweis, daß es sich damals um eine ganz andere Art Bühne und Vorführung gehandelt habe.

Es war nur folgerichtig, daß Goethe jetzt den Shakespeare nicht nur zu den Lichtern, sondern auch zu den Irrlichtern rechnete (Max. u. Refl. 1258) und die Meinung aussprach, für aufkeimende Talente sei die Beschäftigung mit ihm gefährlich. (Ebenda 1364.)

* * *

Die Befreiungskriege stellten die Verbindung mit England wieder her. Auch Goethes Herzog gehörte zu den Feldherren, die nach der Einnahme von Paris das Land der reichen Verbündeten kennen zu lernen strebten.

Goethe selber hat nie eine Neigung dazu verspürt. Wenn er bei seinen vielfachen Bestrebungen drüben einen Auskunfts- und Verbindungsmann brauchte, so stand ihm der deutsche Schriftsteller Johann Christian Hüttner zur Verfügung, der dort als Übersetzer in der Staatskanzlei und als Mitarbeiter von Cottas Zeitungen lebte, aber auch gern den deutschen Höfen als Agent diente.

Zwei neue britische Dichter beschäftigten das ganze gebildete Publikum Deutschlands in den folgenden Jahren häufig und stark: Lord Byron und Sir Walter Scott.

Byron zog ſowohl durch ſein ungebändigtes, abenteuerliches Leben, durch ſeine Kampfſtellung gegen ſein eigenes Volk als durch ſein höchſt eigenartiges und kühnes dichteriſches Schaffen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon und ſeine Werke. Goethe fühlte ſich, als er dieſe Gedichte las, zuerſt „durch hypochondriſche Leidenſchaft und heftigen Selbſthaß abgeſtoßen", aber bei weiterer Beſchäftigung „nach und nach angezogen." (Annalen 1816.) Er beachtete nun auch die andern neuern Schriftſteller der britiſchen Inſeln und Nordamerikas, kehrte aber immer wieder zu Byron als dem Höchſtbegabten zurück. „Er war mir ein teurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm gern auf den Irrwegen ſeines Lebens." (Annalen 1817 und 1821.)

Nach und nach wuchs dieſe Teilnahme an Byron zu einer zärtlichen, ja ſchwärmeriſchen Liebe. Goethe ſah ihn nur von weitem, und Das war förderlich zur poetiſchen Idealiſierung; er konnte ihn ſich als einen wiedergeborenen Fauſt oder Prometheus oder als ſonſt einen der „Kerle", denken, die er und andere Stürmer vor fünfzig Jahren ſo ſehr geliebt und zu Helden ihrer Dramata gemacht hatten. Jetzt erlebte man das Kraft-Drama ‚Byron' durch Zeitungen, Berichte, Gerüchte. Freilich, wenn ein deutſcher Graf als Menſch und Dichter ebenſo aufgetreten wäre, ſo hätte der Widerſpruch kaum eine Bewunderung der hohen Gaben aufkommen laſſen; aber dieſen Vorzug hat der Ausländer allemal vor dem Landsmanne, daß wir ſeine Fehler als etwas uns nicht Berührendes ſehr duldſam hinnehmen (den ſeltenen Fall ausgenommen, daß er ſich gegen uns

wendet). Auch werden wir es der fremden Nation zuweilen gönnen, wenn einer der Ihren sie schwer ärgert; Byrons Sünden schienen leichter zu wiegen, weil die „moralischen" Engländer durch ihn empfindlich verletzt wurden. Goethe behauptete sogar: der Mensch Byron sei gut; seine schlimmen Eigenschaften habe er als Engländer, als englischer Vornehmer. (Eckermann, 24. Februar 1825.)

Die englische Nation hat garnicht Ursache, dem Lord Byron seine Mängel vorzuwerfen. Wenn er fehlt, fehlt er als Engländer, als ungebändigter reicher Erbe, pedantisch erzogen, sittlich ungebildet, zum Widerspruch geneigt, in der Opposition sich gefallend, in der Tadelsucht sich erfreuend, und zuerst seine Landsleute, König und Gemeine, zuletzt, ins Grenzenlose sich verlierend und ohne Maß und Ziel die ganze Welt verlästernd. Diese nach und nach sich steigernden Unarten sind nationell und familienhaft, und da bleibt es denn immer ein Wunder, daß er als Mensch so gut geblieben und als Dichter über alle Zeitgenossen sich erhoben. (Zu Medwins Unterh. mit Lord Byron, 15. Juni 1824.)

„Byron allein lasse ich neben mir gelten", urteilte Goethe 1823 gegen den Kanzler v. Müller. „Walter Scott ist nichts neben ihm." Scott war aber um diese Zeit wohl auch in Deutschland der am meisten gelesene Dichter. 1825 sagte Goethe von den weimarischen Damen, sie seien in Scottisten und Byronisten geteilt; die Letzteren hätten ein starkes Herz und einen glühenden Kopf; die ruhigeren zögen den Walter Scott vor. (Soret, 28. April 1825.) In den folgenden Jahren lernte er Scotts Romane immer höher schätzen; besonders rühmte er ‚Waverley', ‚Kenilworth' und ‚Das schöne Mädchen von Perth'. Als er am Schlusse seines Lebens

einmal betonte, man ſollte eigentlich nur Das leſen, was man bewundere, fuhr er fort: in ſeiner Jugend habe er es ſo gehalten und nun verfahre er ebenſo mit Walter Scott.

Ich habe jetzt den ‚Rob Roy' angefangen und will ſo ſeine beſten Romane hintereinander durchleſen. Da iſt freilich Alles groß: Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung. Und dann der unendliche Fleiß in den Vorſtudien, ſowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! (Zu Eckermann, 9. März 1831.)

Scott hatte als junger Mann etwas Deutſch gelernt, und zu ſeinen erſten literariſchen Verſuchen gehörten Überſetzungen des ‚Götz von Berlichingen' und des ‚Erlkönigs'. Gegen Ende ſeines Lebens, als er nach einem Schlaganfall in Italien Geneſung ſuchte, wünſchte er den großen deutſchen Dichter noch von Angeſicht kennen zu lernen und ließ ihm von Neapel aus durch einen gemeinſamen Bekannten ſchreiben: er würde auf der Rückreiſe bei ihm vorſprechen. Goethe zeigte ſich dieſem Bekannten, dem Maler und Baumeiſter Zahn, erfreut über dieſe Ausſicht, indem er zugleich im Namen ſeiner Schwiegertochter die Tochter Anna, die ihren kranken Vater begleitete, einlud. „Sollte Herr Walter Scott noch in Ihrer Nähe ſein, ſo verſichern Sie Demſelben, daß er ſich bei uns durchaus einheimiſch finden werde und nicht nur als Verfaſſer ſo vieler und bedeutender Werke, ſondern zugleich als ein Wohl- und Edeldenkender, der allgemeinen Ausbildung ſich widmend." Zwölf Tage nach dieſer Einladung ſtarb Goethe; ſechs Monate ſpäter folgte ihm der Dichterkönig Schottlands.

Auch mit Byron hatte Goethe eben noch rechtzeitig vor Deſſen letztem Abenteuer Grüße ausgetauſcht.

Byron zeigte in ſeinen Gedichten wiederholt ſeine Bekanntſchaft mit dem ‚Fauſt', die jedoch nur aus Bruchſtücken von Überſetzungen herrührte; er ließ ſich dem alten deutſchen Dichter einige Male durch Reiſende empfehlen und widmete ihm ſein Trauerſpiel ‚Werner', nachdem er ſchon vorher bei ‚Marino Faliero' und ‚Sardanapalus' ſolche Widmungen entworfen, aber etwas leichtfertig behandelt hatte. Im Mai 1823 ſtellte ſich ein neunzehnjähriger Ire, Charles Sterling, Sohn des engliſchen Konſuls in Genua, im Goethe-Hauſe mit einem Empfehlungsſchreiben von Byron vor und fand eine ſehr gute Aufnahme. Als ſich nun bald danach das Gerücht verbreitete, Byron werde am Befreiungskampfe der Griechen teilnehmen, ſandte ihm Goethe (unter der Adreſſe Sterlings nach Genua) den erſten ſchriftlichen Gruß: Es war eine leiſe Mahnung, der jüngere Mann möchte aus den Tiefen der Weltverachtung und Selbſtpeinigung auf eine höhere Bahn ſteigen. Der Türmer Lynkeus ſprach aus dem alten Dichter:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelſten zu wandern:
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich Dem, den ich ſo lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne ſagen?
Ihm, der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt das tiefſte Weh zu tragen!

Wohl ſei ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet!
Er wage ſelbſt, ſich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet!
Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſich kennen!

Byron erhielt das Blatt in Livorno, eben bei seiner Abfahrt nach Griechenland. Er antwortete sogleich, am 24. Juli, und indem er für die Verse dankte, die er als günstiges Vorzeichen für seine Unternehmung betrachte, versprach er: »If ever I come back, I will pay a visit to Weimar to offer the sincere homage of one of the many millions of your admirers.«

Am 23. Mai 1824 erhielt Goethe die Nachricht von Byrons Tode. Seiner Liebe zu diesem unglücklichen Höchstbegabten gab er noch manchmal Ausdruck. (Vgl. Goethes kleine Aufsätze ‚Kapitän Medwins Unterhaltungen mit Lord Bryon', ‚Lebensverhältnis zu Lord Byron', seine Gespräche mit Eckermann und Andern und die Euphorion-Szenen im ‚Faust'. Ferner auch Brandl im G.-Jahrb. 1899.)

* * *

Der ebengenannte Charles Sterling war einer der Ersten einer langen Reihe von jungen Engländern, Schotten und Iren, die in Goethes letzten zehn Jahren auf längere oder kürzere Zeit das Städtchen Weimar aufsuchten. Es waren Studenten, Offiziere, Literaten, halbfertige Söhne vornehmer Familien, der Zahl nach bis zu zwei Dutzend zur selben Zeit. Sie mieteten sich in den Gasthöfen oder in Pensionen, zum Beispiel bei Professor Melos, oder auch bei Beamten ein, deren karge Gehälter mit ihren hohen Titeln in Mißverhältnis standen. Sie brachten also Geld in das sehr arme Nest. Sie lieferten auch eine Fülle Unterhaltungsstoff, nicht nur weil sie neue, eigenartige, frei darauf los

lebende Menschen waren, sondern auch, weil sie selber nur auf Zeitvertreib ausgingen. Denn mit dem Erlernen der deutschen Sprache, dem Einfühlen in die deutsche Literatur und Kultur war es ihnen sehr wenig Ernst; sie bezahlten dem Johann Peter Eckermann seine Stunden und lernten von ihm lieber draußen in Wiesen und Wäldern das Bogenschießen oder die Vogelkunde als in der Stube den Bücherkram. Selbst der junge Des Voeux, der seinen ‚Tasso' übersetzt hatte, heißt in einem Briefe Goethes „ein Engländer, der wie Andere, um nicht Deutsch zu lernen, nach Deutschland gekommen war"; in diesem Falle ward wirklich ein Sohn Albions „durch geistreich-gesellige Unterhaltung und Anregung verführt", seine insulare Bildung zu erweitern. (An Zelter, 29. März 1827.) Bei den weimarischen Damen fanden diese übermütigen und fremdartigen Jünglinge sehr offene Herzen; noch erstaunlicher war die überaus freundliche Aufnahme bei Hofe. Jeder, der aus den drei Königreichen kam, galt ohne weiteres einem Adligen gleich, und die schlechtesten Manieren nahm man als englisch mit Bewunderung hin. Wo ein Brite sich auf dem Sopha räkelte, standen drei deutsche Damen um ihn herum und schmachteten ihn an.

„Der Damen zuvorkommende Huld verwöhnte sie, gestattete ihnen, sich das Unglaubliche zu gestatten", erzählt Karl v. Holtei (Damals in Weimar II).

Mitunter zeigten sich recht umgängliche, in ihrer Art sogar bescheidene Menschen darunter; aber an veritablen Flegeln fehlte es wahrlich auch nicht. . . . . Im Glücke wechselten sie oft und rasch. . . .

Die männliche Hälfte [der Eingeborenen] murrte zwar, aber sie murrte sehr leise. Denn wer wagte sich laut hervor mit seinem gerechten Groll wider kecke Eindringlinge gegenüber dem Hofe, dem Goetheschen Hause (nicht ihm!), der Damenwelt, endlich denjenigen Geschäftsleuten, die an plattierten Lords fast noch mehr gewannen als an echten? . . . Doch was verkniffen werden mußte innerhalb der weimarischen Mauern, machte sich nach außen Luft, drang nach andern Orten, erreichte in Jena sogar das Ohr des harthörigen, schier völlig tauben, darum nicht minder Wohlklang spendenden Verskünstlers Gries, der voll vaterländischen Grimms herüber sang:

Geduld! Verlaß dich auf mein Wort,
Gar Vieles ändert sich auf Erden!
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden.

Nicht übel gesagt auf eine Stadt, aus welcher Goethe ein halbes Jahrhundert geistig-deutsch regiert hatte!

Im Goethe-Hause hatten sie ihren Mittelpunkt, denn die Schwiegertochter des alten Dichters dehnte ihre Schwärmerei für Byron, Scott und andere Dichter auf deren greifbare Landsleute aus; sie nannte sich selbst den englischen Generalkonsul in Weimar. Heftiger noch als ihre Schwester Ulrike oder ihre ledigen Freundinnen (Karoline v. Egloffstein, Jenny v. Pappenheim usw.), verliebte sich die Verheiratete in diese freien Briten. Gleich jener Charles Sterling, sieben Jahre jünger als sie, ward Herr über ihr ganzes Sinnen und Trachten; der alte Schwiegervater ahnte glücklicherweise nicht, eine wie große Bedeutung dieser junge Mann, „angenehm von Person und fein von Sitten" (Lebensverhältnis zu Lord Byron) für Ottiliens und ihrer Kinder Schicksal

erlangen sollte. Kaum hatte sie sich mit Sterling ins Gerede gebracht, so reizte sie ein Schotte William Wemyß, der glücklicherweise nur drei Tage blieb, aufs neue. Am 17. November 1823 ließ Goethe gegen den Kanzler v. Müller „seinen Unmut und Verdruß über die Geschichte mit diesem Engländer aus; das Treiben Ottiliens sei hohl, leer; es sei nur eine Wut, aufgeregt zu sein, ein abenteuerliches Treiben." Im Herbst 1826 entbrannte Ottilie für den schon genannten Schotten Charles des Voeux; fünf Jahre später wollte die fünfunddreißigjährige Witwe den zweiundzwanzigjährigen Studenten Samuel Naylor heiraten; bald aber kehrte sie dann in Sterlings Arme zurück, dem sie — dies Seltsame gehört zum Übrigen — immer treu geblieben war. (Im 27. und 28. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft hat Wolfgang v. Oettingen Ottiliens Briefe und Tagebücher herausgegeben, bei deren Betrachtung diese unglückliche leidenschaftliche Frau übrigens sehr gewinnt.)

Der alte Goethe hatte also an diesen Gästen keine unvermischte Freude; im Ganzen aber schätzte er sie. Er sah nach zwanzig Hungerjahren zum Vorteil seiner Nachbarn „die Industrie Weimars" entstehen: ein Pensionats- und freies Bildungswesen für In- und Ausländer unter dem Patronat des Hofes und der berühmten Klassiker, als deren letzte Säule er selber verehrt wurde. Und da seine eigene ruling passion — er beachtete diesen Ausdruck seines geliebten Sterne sehr — die Lernlust war, so freute es ihn, am Schlusse seines Lebens auch diese Fremden zu beobachten und auszu-

fragen. „Weiß man ſolche Beſuche zu nutzen, ſo geben ſie doch zuletzt einen Begriff von der Nation, ja ſozuſagen von drei Nationen", meinte er 1827 gegen Zelter. „Eigentlich finden die Irländer in meinem Hauſe am meiſten Beifall", fügte er hinzu. Man konnte auf einen Teil dieſer jungen Menſchen Hoffnungen ſetzen; wir Heutigen kennen davon noch den William Thackeray, der ſeine weimariſche Ausbildungszeit in freundlichſtem Gedächtniſſe behielt. Was aber ihre Unarten betraf, ſo waren es zumeiſt natürliche, jugendliche Unreife-Zeichen, und, wie ſchon angedeutet: man iſt milde gegen die Fehler von Leuten, die uns im Grunde nichts angehen. Goethe nahm erheblich mehr Ärgernis an den gleichaltrigen Deutſchen, die engbrüſtig und bebrillt vor ihn traten und in abſtrakter Redeweiſe philoſophiſche Probleme traktierten. Die Engländer boten angenehmeren Stoff zu Tiſchgeſprächen. „Nun hören Sie", ſagte Goethe (im Auguſt 1831) beim Glaſe Wein zu einem Gaſte, „was meine Ottilie für ſonderbare Protégés hat!"

Geſtern bittet ſie mich angelegentlichſt, einen jungen Engländer anzunehmen; es ſei ein geiſtreicher, liebenswürdiger, ſehr unterhaltender, lebhafter junger Mann. Da mußte ich, ſo ungern ich es tat, mich fügen. So willſt du doch, dachte ich, einmal von dieſer geiſtreichen, liebenswürdigen, lebhaften Unterhaltung profitieren und kein Wort ſprechen. Der junge Mann wird mir gemeldet; ich trete zu ihm heraus, nötige ihn mit höflicher Pantomime zum Niederſitzen. Er ſetzt ſich, ich mich ihm gegenüber. Er ſchweigt, ich ſchweige. Wir ſchweigen beide. Nach einer guten Viertelſtunde, vielleicht auch nicht ganz ſo lange, ſtehe ich auf; er ſteht auf. Ich empfehle mich wiederum pantomimiſch, er tut dasſelbe, und ich begleite ihn bis an die Tür. Nun ſchlug

mir doch das Gewissen vor meiner guten Ottilie, und ich denke: ohne irgend ein Wort darfst du ihn wohl nicht entlassen. Ich zeige also auf Byrons Büste und sage: „Dies ist die Büste des Lord Byron." — „Ja", sagte er, „er ist tot." — So schieden wir, und Dies ist Alles, was ich von diesem geistreichen, liebenswürdigen, lebhaften, gesprächigen Engländer erfahren habe.

7. Die Eigenschaften der Engländer.

Wir kennen das Bild, das sich zwei Jugendfreunde Goethes im Jahre 1778 von den Engländern machten: Lavater und Merck; in den ‚Physiognomischen Fragmenten', an denen ja auch Goethe mitarbeitete, finden wir im vierten Bande ihre Schilderungen. Zuerst Lavater:

Die Engländer haben die kürzesten und gewölbtesten Stirnen, nämlich nur obenher wölben sie sich, untenher gegen die Augenbrauen sind sie sanft gespannt oder geradlinigter. Sie haben sehr selten spitze, aber oft runde, stumpfe, markige Nasen. (Sie) haben große, wohlgezeichnete, schöngeschweifte Lippen und ein rundes, volles Kinn. Vornehmlich aber unterscheiden sie sich durch ihre Augenbrauen und Augen, die stark offen, frei und treffend sind. Ihre Gesichter sind überhaupt in einer großen Manier gezeichnet. Ihnen fehlen überall die unendlich kleinen vielen Nebenzüge, Falten und Furchen, wodurch besonders die deutschen Gesichter unterschieden werden. Ihre Gesichtsfarbe ist weißlicher als Die der Deutschen. Alle englische Frauenzimmer, die ich in Natur und in Bildern gesehen, scheinen aus Mark und Nerven gebildet, sind länglicht, schmächtig, zart und von aller Rohigkeit, Härte und Zähigkeit himmelweit entfernt.

Merck nimmt mehr den sittlichen Charakter in's Auge.

Der Engländer ist in seinem Gang gerade und er steht meistens, als ob ein Stock von der Scheidel bis zur Sohle durchgestoßen wäre. Seine Nerven sind stark, und er ist der beste Laufer. Das Runde und Ungefaltete seiner Gesichtsmuskeln scheint mir ihn von Allen zu unterscheiden. Er verkündigt selten, wenn er weder redet, noch sich bewegt, den Geist und das Geschicke, das er in so hohem Grade besitzt. Sein Auge schweigt und sucht nicht zu gefallen. Wie sein Haar und sein Rock, so ist sein Charakter: schlicht in Allem. Nicht schlau, aber auf seiner Hut; es wird nur der Pinsel versuchen wollen, ihn in irgend einer Sache zu betrügen. Wie ein braver Hund klafft er nicht an; gereizt, ist er aber wütig. Da er nicht besser sein will, als er ist, haßt er alle Prätensionen seiner Nachbarn, die Vorzüge auskramen wollen, die sie nicht besitzen. Eifersüchtig auf seine Privatexistenz, achtet er wenig auf öffentliches Urteil und fällt in den Ruf der Singularität. Seine Einbildungskraft ist Steinkohlenfeuer: es gibt keinen Glanz und erleuchtet nicht eine ganze Gegend, es wärmt aber dauerhaft.

Hartnäckigkeit im Erfinden und Stätigkeit in Grundsätzen Jahrhunderte durch haben den britischen Geist endlich seine Regierungs-, Handlungs-, Manufaktur- und Schiffahrtsgesetze gebildet und erhalten. Ehrlich und worthaltend ist sein Charakter. Nie aus falschen Grundsätzen lüderlich oder mit der Theorie des Lasters prahlend.

Einem so scharfblickenden Manne wie Merck taten es also die Engländer durch die Stetigkeit ihres Strebens und durch die Solidität ihres Wesens an. Läßt man einmal das religiös-sittliche Gebiet bei Seite, wo die Engländer nach allgemeiner Ansicht besser scheinen wollen, als sie sind, so gibt Jeder, der England kennt, zu, daß dessen Bewohner auf der Straße, nach der Straße hin weniger vorstellen, als sie dürften. Sie rücken nicht ihren Wohlstand, ihre Talente, ihr Wissen Jedermann vor die Augen. Protzerei, Hochstaplertum, Windbeutelei, Maul-

heldentum, Aufgeblasenheit, Würde-Getue, Rang-Betonung, Betitelei und manches andere Scheinwesen findet sich in Frankreich oder Deutschland sehr viel öfter.

Ein dritter Freund Goethes, Herder, hat etwas später (1801 in der ‚Adrastea') ausführlich über die Engländer gesprochen; auch er empfand als ihr Eigentümlichstes ihre Stetigkeit, die zugleich als insularische Beschränktheit und als Tugend aufgefaßt werden muß:

Die Festigkeit nämlich, sich einem Gedanken, einem Zweck und Geschäft, abgeschränkt von Allem, hingeben und es verfolgen zu mögen ..... Ist die feste Idee, worauf es ein Englishman setzt, verständig, weise, gut: wie weit kann er's bringen! Er weihet ihr seine Zeit, sein Vermögen, sein Leben; nur ihr gehet er nach, indeß andre Völker des Kontinents sich in mancherlei Ideen und Geschäfte zerteilen müssen oder willig zerteilen. Ist sie toll, die Idee, nun so ist's ein Engländer mehr, der deraisonniert hat: man ist daran gewohnt und fragt nicht weiter.

* * *

Die Hauptgründe, weshalb die Engländer auch schon im achtzehnten Jahrhundert das höchste Ansehen unter den Völkern genossen, waren ihr Reichtum und ihre Freiheit. Ihre politische Verfassung wurde von klugen Köpfen anderer Länder als Vorbild gepriesen und hatte sich offenbar sehr bewährt, denn England wurde immer reicher und mächtiger. Da das gewählte Parlament die auffälligste Regierungsgewalt war, so mußte man dies Wachsen und Gedeihen jedem Bürger mit zur Ehre anrechnen. Englische Schiffe fuhren auf allen Meeren, und in immer neue Gebiete drangen ihre Kaufleute und Machthaber vor.

Noch eindrücklicher auf die Menge in Frankreich, Deutschland, Italien usw. war jedoch der Umstand, daß man den Engländer immer nur als Geldbringer sah. Er kam nie als Diener oder Stellensucher oder verdrießlicher Mitbewerber, der billigere Arbeit anbot. Er kam auch nie als herrischer Herr, sondern immer als ein stiller Reisender, an dessen Zahlungsfähigkeit nicht zu zweifeln war. Man konnte wohl durch Nachdenken oder Nachforschen feststellen, daß diese Leute ihr Geld schließlich durch ein listiges oder auch gewalttätiges Ausbeuten der Mitmenschen erlangt hatten; aber welcher Wirt oder Händler oder Bettler macht sich Gedanken über die entferntere Herkunft des ihm zufließenden begehrten Geldes! So traten die Briten auf dem europäischen Festlande wirklich als Aristokraten auf, wozu der Deutsche, der Franzose, der Italiener doch nur recht ausnahmsweise die Mittel hatten. Der junge Henry Robinson, Sohn eines Gerbermeisters, wünschte im Sommer 1801 zu Teplitz eine Vorstellung im Privattheater des Fürsten von Ligne zu sehen; dort saßen die Adligen im Saale, die Bürgerlichen auf der Galerie. Robinson ging zum Saale. „Sind Sie adlig, mein Herr?" fragte ihn der Türsteher. — „Ich bin Engländer", erwiderte Robinson, „und alle Engländer sind adlig." — „Ich weiß Das, mein Herr", versetzte der Diener und öffnete die Tür. So war es auch ganz in der Ordnung, denn im festländischen Adel war sicherlich mehr Bettelhaftigkeit und Dienerhaftigkeit zu finden als unter den Engländern, die sich im Auslande bewegten.

„Die Engländer sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponieren", schrieb Goethe

um 1810. „Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Tätigkeit, Eigensinn und Wohlhäbigkeit geben beinahe ein unerreichbares Musterbild von Dem, was alle Menschen sich wünschen." (Geschichte der Farbenlehre. Anglomanie.) Zu bedenken ist auch Dies: die Franzosen, Deutschen, Wälschen, Polen usw. lebten einander ziemlich nahe; sie vermischten sich unter einander; die Engländer dagegen blieben Fremde und höchst fremdartig; man verstand ihre Sprache nicht, denn außer dem Lateinischen und Französischen wurden auch das Italienische und Griechische in Deutschland allgemeiner gelehrt und gelernt als das Englische. Vermutlich gab es damals unter den Briten mehr Sonderlinge als heute; sicherlich aber fielen auch die gewöhnlichsten Engländer bei ruhigstem Verhalten auf, weil sie überall stockenglisch blieben und, wie Goethe es ausdrückte, „auch auf den Ätna ihren Teekessel mitschleppen mußten."

* * *

In unserm deutschen Dichter lag es nicht, jene Nation um ihren Reichtum, ihre Kolonialmacht und ihre Parlamentsregierung zu beneiden. Wohl aber bewunderte er ihre Kultur. Dabei meinte er zunächst das hohe Alter, die ununterbrochene Dauer dieser Kultur. Es gab zum Beispiel schon im dreizehnten Jahrhundert drüben einen erstaunlich gelehrten und weitblickenden Naturforscher, den Mönch Roger Baco, der eine Menge späterer Erfindungen (wie Schießpulver, Fernröhre, Mikroskope) im Geiste genau vor sich sah; sein Vaterland hatte eben schon damals mehrere Jahrhunderte hin-

durch unter der römiſchen und chriſtlichen Bildungsarbeit geſtanden. (Zu Eckermann, 24. 2. 1824, ausführlicher: Geſchichte der Farbenlehre.) In der Dichtkunſt zeigt ſich bereits um 1600 Shakeſpeare als ein Höchſtbegabter, aber ſteht er als engliſcher Dramatiker nicht auch ſchon auf den Schultern ſeiner Vorgänger, wie Raphael als italieniſcher Maler? „Es geht durch die ganze Kunſt eine Filiation" und „Es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geiſt und tüchtige Bildung im Kurs ſei, wenn ein Talent ſich ſchnell und freudig entwickeln ſoll."

[Shakeſpeare] hatte den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen proteſtantiſchen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang ſchwieg, ſodaß einem wahren Naturfrommen wie Shakeſpeare die Freiheit blieb, ſein Inneres ohne Bezug auf irgendeine beſtimmte Religion religiös zu entwickeln. — — —

Shakeſpeares Dichtungen ſind ein großer, belebter Jahrmarkt, und dieſen Reichtum hat er ſeinem Vaterlande zu danken. Überall iſt England, das meer-umfloſſene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden tätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit und ſtellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja, er würde nicht ſo ſehr auf uns wirken, wenn er ſich nicht ſeiner lebendigen Zeit gleichgeſtellt hätte. Niemand hat das materielle Koſtüm mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menſchenkoſtüm, und hier gleichen ſich Alle. Man ſagt, er habe die Römer vortrefflich dargeſtellt. Ich finde es nicht: es ſind lauter eingefleiſchte Engländer, aber freilich Menſchen ſind es, Menſchen von Grund aus, und Denen paßt wohl auch die römiſche Toga. (Sh. u. kein Ende 1813—26.)

Sogar bei Robert Burns glaubte Goethe dieſen Vorteil (etwa im Vergleich zu Bürger, Voß und ſich ſelber) zu ſehen.

Wodurch ist er groß, als daß die alten Lieder seiner Vorfahren im Munde des Volks lebten, daß sie ihm sozusagen bei der Wiege gesungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieser Muster sich ihm so einlebte, daß er darin eine lebendige Basis hatte, worauf er weiterschreiten konnte? Und ferner: wodurch ist er groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegenklangen und er in der Schenke von heiteren Gesellen damit begrüßt wurde? Da konnte er freilich etwas werden. Wie ärmlich sieht es dagegen bei uns Deutschen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unseren, nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? . . . Von meinen eigenen Liedern: was lebt denn? (Zu Eckermann, 23. Mai 1827.)

Wie die Poesie, so war auch die Wissenschaft drüben allgemeiner eingewurzelt und verbreitet. Für England war der praktische Forscher, der gemeinnützigen Zielen näher kommen will, ebenso kennzeichnend wie für Deutschland der unpraktische Gelehrte, der sich den Laien nicht verständlich machen kann und sie demgemäß scheut oder verachtet.

Unsere deutschen Philosophen der Gegenwart nehmen sich aus, als ob sie dreißig Jahre nicht vor die Tür gekommen wären, um die Welt zu beobachten, beschäftigen sich vielmehr mit dem Wiederkäuen ihrer eigenen Ideen und finden darin eine unversiegbare Quelle origineller, großer und nützlicher Gedanken. Doch nichts als Dunst geht daraus hervor. (Zu Soret, 17. 2. 1832.)

In England kam ein solcher Gelehrtendünkel und namentlich ein gelehrtes Zünftlertum, das mit Willen den Laien fernhält und abstößt, nie auf. Schon seit 1660 besteht in London die Königliche Gesellschaft, die jedem Liebhaber der Natur- und technischen Wissen-

ſchaften offenſtand, gleichviel ob er Griechiſch und Latein oder nur Engliſch verſtand. Sie veranſtaltete Vorträge, begründete Sammlungen. „Der König, der Adel, Gelehrte, Ökonomen, Reiſende, Kaufleute, Handwerker, Alles drängte ſich zu mit Gaben und Merkwürdigkeiten.“ (Geſch. der Farbenlehre.)

Die engliſche Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wiſſenſchaftlichen Männer das ins Ganze Verſammelte ſowie das einzeln Gefundene baldmöglichſt in Tätigkeit zu bringen ſuchen. Am ſicherſten kann Dies geſchehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hierzu verſchmähen ſie kein Mittel, und es möchte vielleicht wunderlich ſcheinen, daß ſie, indem andere Völkerſchaften ſich mit Streit und Zwiſt, was als Hypotheſe oder als Methode gelten ſoll, leidenſchaftlich umhertreiben, durch Gedichte ernſter und ſcherzhafter Art Das, was Jedermann wiſſen ſollte, unter die Menge bringen.

Hier iſt von einem großen geologiſchen Epos die Rede: ‚King Coal's Levee‘, das einen geweſenen Offizier namens Scaife zum (ungenannten) Verfaſſer hatte. Goethe rühmte es auch ſeinen Freunden:

Ein derartiges Buch kann den Weltleuten auf unterhaltende Art die Summe allgemeiner Kenntniſſe beibringen, die ich Jedem wünſchen möchte, und den Geſchmack an den Wiſſenſchaften verallgemeinern helfen. Dieſes Intereſſe greift dann mehr und mehr um ſich und es kann Großes hervorbringen. Denn Jeder in ſeinem Stande vermag ſich durch beſondere Unterſuchungen und Einzelbeobachtungen nützlich zu machen.

Sein Zuhörer, Soret (21. Mai 1824), ſchien aus ſolcher Vervolkstümlichung für die Wiſſenſchaft keinen Gewinn zu erwarten; aber Goethe verſicherte, in der Geologie, wie in andern Fächern bedürfe man der Laien zur Unterſtützung und Berichtigung der Gelehrten.

Nach meinen Erfahrungen sind Leute mit gründlichen Kenntnissen nicht gerade die besten Entdecker. Das Kind hat seine Nase viel näher an der Erde ....

Soret: Das mag recht gut sein für die Handlanger der Wissenschaft.

Goethe: Gebe der Himmel, daß Jeder so ein Handlanger wäre! Wer durchaus etwas Anderes sein und zuviel philosophieren will, Der verwirrt Alles.

England war infolge dieser praktischen Stellung zur Wissenschaft das Land der großen und kleinen physischen, chemischen, technischen Erfindungen und Verbesserungen.

Der Engländer ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer Tat führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind! (Max. u. Refl.)

Ich empfinde tief das Glück Dessen, der sich zu bescheiden und Alles von ihm irgend Entdeckte zu irgend einem praktischen Lebensgebrauche hinzulenken weiß: wie denn die Engländer hierin unsre unnachahmlichen Muster sind. (An den Grafen Sternberg, 27.11.1827.)

Die Sprache, der Stil verrät die inneren Eigenschaften. Als die deutschen Gelehrten den Gebrauch des Lateinischen allmählich aufgaben, trugen sie ihre Schwerfälligkeit und Weltfremdheit ins Deutsche hinein.

Was sollen erst die Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen? (Zu Eckermann, 28. 3. 1827.)

Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen. (Zu Eckermann, 14. April 1824.)

Hier streift Goethe die wichtige Tatsache, daß in England vor dem Volke und zum Volke geredet wurde. Das erzieht nicht nur Demagogen, sondern auch gute Stilisten. Dem Übel Papierdeutsch entsprach kein Papierenglisch.

Das Engliſche iſt und bleibt eine viel lebendigere Sprache [als das Deutſche], weil es Einfluß ausübt. Hierzulande haben wir keine Beredſamkeit. Die Predigt iſt bei uns eine eintönige, mittelmäßige Deklamation. Öffentliche Debatten haben wir überhaupt nicht. Und wenn uns in unſeren Vortragsſälen einige Inſpiration überkommt, ſo iſt ſie nicht am Platze, denn Beredſamkeit iſt kein Unterricht. (Zu Ticknor und Everett, 25. Okt 1816.)

* * *

Auch ſeinem faſt verhaßten Vorgänger Newton gegenüber geſteht Goethe zu, „daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und ſchätzenswert iſt: die Ausbildung ſo vieler derber, tüchtiger Individuen, eines Jeden nach ſeiner Weiſe und zugleich gegen das Öffentliche, gegen das Gemeine Weſen." (Geſch. der Farbenlehre.)

Als er mit Eckermann über die Entartung in den großen Städten ſprach (12. März 1828), kam die Rede auch auf die Regimenter der Bergſchotten, die etwa gegen die kleinen Pariſer Soldatengeſtalten ausſahen, „als gäbe es für ſie keine Erbſünde und keine Gebrechen der Väter." Eckermann als ehemaliger Kriegsfreiwilliger hatte ſie 1814 in Brüſſel bewundert. Dann ſprach man von den Engländern überhaupt, und Goethe verglich ſie mit den jungen Deutſchen, beſonders mit jungen „Gelehrten aus einer gewiſſen nordöſtlichen Richtung", alſo etwa den Schülern Hegels.

Es iſt ein eigenes Ding! Liegt es in der Abſtammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfaſſung, liegt es in der geſunden Erziehung — genug, die Engländer überhaupt ſcheinen vor vielen Anderen etwas voraus zu haben. Wir ſehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrſcheinlich keineswegs die beſten: aber was ſind Das alles für tüchtige,

hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Tränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, Das ist eben ihre Tugend.

Eckermann: Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch.

Goethe: In solchen Dingen, mein Bester, liegt's nicht! Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, Das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verborgen; es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, Das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen innewohnt, kommt schon den Kindern zugute, sodaß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und eine weit glücklichfreiere Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.

Nach weiterer Betrachtung der festländischen Zustände, meinte Eckermann: man möchte fast einen zweiten Erlöser herbeiwünschen; da antwortete ihm sein alter Lehrer:

Könnte man nur den Deutſchen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philoſophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, ſo würde uns ſchon ein gutes Stück Erlöſung zuteil werden!

Wir laſen vorhin: der Engländer bilde ſich aus oder werde ausgebildet „nach ſeiner Weiſe und zugleich gegen das Öffentliche, gegen das Gemeine Weſen.“ Das meint nicht nur eine Erziehung zum Nützlichen, Brauchbaren, Klugen, ſondern es deutet auch an, daß dieſe praktiſchen Engländer häufiger und entſchiedener als Goethe und ſeine Landsleute ſich gemeinnützig oder patriotiſch oder chriſtlich betätigten. Dieſer nationale Unterſchied wird uns ſehr deutlich, wenn wir zwei Wetter- und Wolkenbeobachter vergleichen: Goethe und Luke Howard. Der Letztere hatte bei einem Apotheker gelernt, ſich dann immer mehr chemiſche Kenntniſſe angeeignet und leitete ſchließlich eine Fabrik von Arzneimitteln und ſonſtigen Chemikalien. Von früh auf ein Beobachter der verſchiedenſten Natur-Erſcheinungen, trat er mit Anderen, die ſolches Studium gleichfalls liebten, zu einem Vereine zuſammen, in dem man ſich gegenſeitig durch Vorträge unterrichtete. Ein Teil von Howards Abhandlungen wurde dann auch gedruckt, z. B. ein ‚Verſuch über die Wolken‘. Später erſchien ſein zweibändiges Werk über ‚Das Klima von London‘, in deſſen Folge unſerm Liebhaber der Meteorologie die ehrenvolle Mitgliedſchaft der ‚Königlichen Geſellſchaft‘ angetragen wurde. Für ſeine kleine Arbeit über die Wolkenbildung begeiſterte ſich Keiner ſo ſehr wie Goethe. Er rühmte dieſen Verſuch, die verſchiedenartigſten Wolken auf einige Grundformen: Cirrus,

Cumulus usw. zurückzuführen, wiederholt und besang den schlichten Howard sogar im Gedichte:

Er aber gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn:
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt!
Er faßt es an, er hält zuerst es fest,
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! Sei die Ehre dein!
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar deiner sich die Welt.

Goethe wünschte schließlich auch über Howards Persönlichkeit näher unterrichtet zu werden, um zu erkennen, „wie ein solcher Geist sich ausgebildet, welche Gelegenheit, welche Umstände ihn auf Pfade geführt, die Natur natürlich anzuschauen, sich ihr zu ergeben, ihre Gesetze zu erkennen und ihr solche naturmenschlich wieder vorzuschreiben." Auf Hüttners Anregung schrieb nun Howard selber die gewünschte Auskunft über sich für den berühmten Dichter in Weimar. Er betonte darin namentlich, daß er bei großer Liebe zur Naturbetrachtung doch nur wenig vor die Öffentlichkeit bringe. Zunächst schweige er sich über die Chemie völlig aus, denn Das sei die Kunst, von der seine Familie lebe; die Vorteile und besonderen Kenntnisse darin müsse er seinen Söhnen vererben. Um nun aber in den andern Zweigen der Naturlehre sich auszuzeichnen, dazu fehle ihm die rechte Zeit und Kraft, weil er ein Christ und zwar Christ im Sinne der Quäker sei. Howard wußte, daß Goethe für einen Heiden galt; eben deshalb betonte er „das Eine, was not tut."

Ich bitte meinen Freund, nicht zu stutzen, als wenn etwas Enthusiastisches folgen sollte; ich versuche vielmehr, mich deutlich

zu machen. Christentum ist bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man spekulieren könnte, oder eine Reihe von Zeremonien, womit man sein Gewissen beschwichtigt, wenn man auch sonst an Handlungen nichts Gutes aufzuweisen hätte; es ist kein System, durch Gewalt vorgeschrieben, durch menschliche Gesetze bekräftigt, zu dessen Bekenntnis man Andere durch Zwang nötigen oder sie durch Kunst anlocken könnte. Es ist vielmehr der gerade, reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückseligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, besonders im Neuen Testament. Es ist die Methode, wodurch der Mensch, welcher durch Sündigen ein Feind Gottes geworden ist, nach redlichem Bereuen ihm wieder versöhnt wird durch Jesus Christ, Dessen Opfer und Vermittelung; sodann aber, solcherweise durch ihn erlöst, an ihn glaubend, fähig wird, dem innewohnenden Bösen zu widerstehen, aufgelegt zu guten Werken, durch geheime Hilfe und Einfluß des heiligen Gottesgeistes.

Betracht' ich nun meine Religion in diesem Lichte und fühle nach dieser Weise, daß sie Gesetz meines Lebens und meiner Neigungen geworden, so kann ich mich nicht entschließen, um mein selbst willen zu leben, da die Freuden jenes Lebenslaufes zehnfach größer sind als Alles, was mir sonst angeboten werden könnte.

Auszubreiten daher gute Grundsätze, Moralität zu befördern und sorgfältige Erziehung der Jugend, auf Erhaltung der Ordnung und Disziplin, in der ‚Gesellschaft der Freunde', zu Beilegung aller Streitigkeiten mitzuwirken, zu Auferbauung der Bedrängten an Leib und Seele beizutragen, Dies ist die Natur des Bestrebens und der Vereine, welchen ich nun herkömmlich angehöre.

Da ich nun auch einige Leichtigkeit der Feder erworben habe, bin ich zufrieden, sie oft in solchen Diensten zu benutzen, woher weder Ruhm noch Vorteil entspringen kann und wobei wahrscheinlich die auf diese Weise entstandenen Hefte nach wenigen Jahren keinem gewissen Autor mehr zuzuschreiben sind.

Bin ich deshalb ein Tor nach Goethes Schätzung? Ich glaube nicht. Denn so gewiß, als die gegenwärtige Welt wirklich ist, so gewiß wird nach Diesem auch eine sein, wo Jeder gerichtet werden wird nach den Taten, die er hier getan hat. Auf dieser Zukunft

beruhen meine Hoffnungen, und daraus fließt die mäßige Schätzung des Gegenwärtigen, verſichert, daß, wenn ich bis ans Ende verharre, ich meinen Lohn empfangen werde.

Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, ſo bin ich zufrieden, darin meiſtenteils als Chriſt beſchäftigt zu ſein. Die Wiſſenſchaft wird ohnehin vorwärts gehen — — — — —

Goethe freute ſich ſtets, wo er ernſtliches, tätiges und doch ſtilles Chriſtentum gewahrte. Er hat katholiſche und evangeliſch-pietiſtiſche Frömmigkeit gern dargeſtellt (Philippus Neri, Ludwig von Holland, S. K. v. Klettenberg), jetzt verſchaffte er ſich „den ſchönſten Genuß", indem er Howards Bericht und Bekenntnis überſetzte und vor deutſche Leſer brachte. Er wußte wohl, daß man ihn ſelber für einen kalten Egoiſten verſchrie, aber war im Innerſten verſichert, daß ſeine eigene Art, mit dem Pfunde zu wuchern, gleichfalls ein guter Dienſt am Ganzen der Menſchheit ſei.

* * *

Zu dieſer goetheſchen Art gehörte namentlich die freudige Anerkennung des Guten und Schönen, wo es ſich auch finde, alſo auch bei den Fremden oder Feinden. Aber auch die ſchlechteren oder bedenklicheren Seiten des engliſchen Charakters ſah Goethe deutlich genug. Wir wiſſen, wie ſehr früh er die Melancholie der Briten, ihre Neigung zu ‚Nachtgedanken' kennen lernte. „Die Engländer haben den Splien", ſagte man zu unſerer Väter Zeiten allgemein im deutſchen Volke; „der ſplienige Engländer" war eine gewohnte Wortverbindung. Dieſer spleen, dieſe Melancholie oder Hypochondrie wirkten um 1770 ſehr

stark von den Nebel-Inseln zu uns herüber. Goethe erzählt in ‚Dichtung und Wahrheit' (3, 13), daß sich in ihm selber wie in manchem Jugendgefährten durch die ersten Lebens- und Liebes-Erfahrungen viel Weltschmerz und Lebensüberdruß angesammelt habe.

Solche düstere Betrachtungen jedoch, welche Denjenigen, der sich ihnen überläßt, ins Unendliche führen, hätten sich in den Gemütern deutscher Jünglinge nicht so entschieden entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und gefördert. Es geschah Dieses durch die englische Literatur, besonders durch die poetische, deren große Vorzüge ein ernster Trübsinn begleitet, welchen sie einem Jeden mitteilt, der sich mit ihr beschäftigt. Der geistreiche Brite sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt; er wird früher oder später gewahr, daß er allen seinen Verstand zusammennehmen muß, um sich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loses und rauschendes Leben geführt und sich früh berechtigt gefunden, die irdischen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht und im Parlament, bei Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten teils die ersten, teils untere Rollen gespielt und sich bei inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen und, wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern, öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele sind verbannt, vertrieben, im Gefängnis gehalten, an ihren Gütern beschädigt worden!

Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu sein, fordert den Menschen zum Ernst auf, und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwertes aller irdischen Dinge?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Man betrachte nun in diesem Sinne die Mehrzahl der englischen, meist moralisch-didaktischen Gedichte, und sie werden im Durchschnitt nur einen düsteren Überdruß des Lebens zeigen. Nicht

Youngs ‚Nachtgedanken' allein, wo dieses Thema vorzüglich durchgeführt ist, sondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte schweifen, ehe man sich's versieht, in dieses traurige Gebiet, wo dem Verstande eine Aufgabe zugewiesen ist, die er zu lösen nicht hinreicht, da ihn ja selbst die Religion, wie er sich solche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zusammendrucken, welche als ein Kommentar zu jenem schrecklichen Texte gelten können:

Then old Age and Experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painful and so long,
That all his life he has been in the wrong.[1])

Was ferner die englischen Dichter noch zu Menschenhassern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen Alles über ihre Schriften verbreitet, ist, daß sie sämtlich, bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinwesens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den besten Teil desselben einer oder der andern Partei widmen müssen. Da nun ein solcher Schriftsteller die Seinigen, denen er ergeben ist, die Sache, der er anhängt, nicht loben und herausstreichen darf, weil er sonst nur Neid und Widerwillen erregen würde, so übt er sein Talent, indem er von den Gegnern so übel und schlecht als möglich spricht und die satirischen Waffen, so sehr er nur vermag, schärft, ja vergiftet. Geschieht Dieses nun von beiden Teilen, so wird die dazwischen liegende Welt zerstört und rein aufgehoben, so daß man in einem großen, verständig tätigen Volksverein zum allergelindesten nichts als Torheit und Wahnsinn entdecken kann.

Selbst ihre zärtlichen Gedichte beschäftigen sich mit traurigen Gegenständen. Hier stirbt ein verlassenes Mädchen, dort ertrinkt

[1]) Das Alter, die Erfahrung führten Hand in Hand
Ihn hin zum Tode, wo er dann verstand,
Nach so viel Suchen, Leiden und Gefahr,
Daß er sein Leben lang im Irrtum war.
(Aus einem dem Rochester zugeschriebenen Gedichte ‚A Satyr against mankind').

ein getreuer Liebhaber oder wird, ehe er voreilig ſchwimmend ſeine Geliebte erreicht, von einem Haifiſche gefreſſen; und wenn ein Dichter wie Gray ſich auf einem Dorfkirchhofe lagert und jene bekannten Melodien wieder anſtimmt, ſo kann er verſichert ſein, eine Anzahl Freunde der Melancholie um ſich zu verſammeln. Miltons ‚Allegro' muß erſt in heftigen Verſen den Unmut verſcheuchen, ehe er zu einer ſehr mäßigen Luſt gelangen kann, und ſelbſt der heitere Goldſmith verliert ſich in elegiſche Empfindungen, wenn uns ſein ‚Deserted Village' ein verlorenes Paradies, das ſein ‚Traveller' auf der ganzen Erde wiederſucht, ſo lieblich als traurig darſtellt.

Später verkörperten ſich der Welthaß und Selbſthaß noch eindrücklicher in Lord Byron. „Seine guten Eigenſchaften ſind vorzüglich vom Menſchen herzuleiten", urteilte Goethe (24. Februar 1825 zu Eckermann), „ſeine ſchlimmen davon, daß er ein Engländer und ein Peer von England war." Zur Begründung fügte er freilich nicht viel hinzu:

Alle Engländer ſind als ſolche ohne eigentliche Reflexion, die Zerſtreuung und der Parteigeiſt laſſen ſie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über ſich ſelbſt gelangen, deswegen auch ſeine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen."

* * *

Goethe ſchrieb den Trübſinn der engliſchen Dichter namentlich dem Umſtande zu, daß ſie in Parteikämpfe oder in die äußere Politik verwickelt waren oder doch als Zuſchauer recht viel Gelegenheit hatten, einem Kampfe Aller gegen Alle zuzuſehen. So wurde, um nur den Begabteſten zu nennen, Swift ein Verächter der Menſchen überhaupt. Aber die ganze engliſche Literatur ruht ſo-

zusagen auf einem Untergrund von Bosheit und Verbrechen. Shakespeare selbst, „der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß" – in was für eine verderbte Welt führt er uns zuweilen, ja fast immer ein! Goethe las auch die dramatischen Spiele von Shakespeares Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern fleißig; dabei schrieb er einmal wieder:

Englische Stücke:
Das Verruchte des Stoffs,
das Absurde der Form,
verwerfliche Handlungen.
Vermaledeites englisches Theater!

Und wo er von Schröders Bearbeitungen englischer Lustspiele spricht (Dicht. u. W. 3, 13), tadelt er zunächst die Form oder vielmehr Formlosigkeit der Originale; dann aber schreibt er:

Überdies geht ein wildes und unsittliches, gemein-wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer sein möchte, dem Plan und den Charaktern alle ihre Unarten zu benehmen! Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die blos einer großen und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen sein mag! Schröder hat an diesen Dingen mehr getan, als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht.

Der allgemeinste und zugleich schwerste Vorwurf, der gegen die Engländer erhoben wird, richtet sich gegen ihre Zwiespältigkeit oder Doppelzüngigkeit in religiösen, moralischen und politischen Dingen. Sie bekennen sich rückhaltlos zum christlichen Glauben und zu alter strenger

Sitte, geben ſich überdies als eifrigſte Menſchenfreunde, die überallhin Freiheit und Wohlſtand tragen möchten; in Wahrheit aber ſind ſie nicht bloß eigennützig wie andere Leute auch, ſondern noch habgieriger, ausſaugeriſcher, rückſichtsloſer, gefühlloſer gegen das Leid Anderer; ſie fügen alſo zum Egoismus noch die Heuchelei und Scheinheiligkeit hinzu und ſuchen ihre Ziele viel öfter durch Betrug und Liſt als im offenen Kriege zu erreichen. Ihre politiſchen Erfolge waren ſchon im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ſehr große, dank der Klugheit und ebenſo bewundernswerten Zähigkeit, mit der ihre Staatsmänner immer die gleichen Ziele erſtrebten: die Macht über die Meere, die Verwaltung des Überſee-Handels, großen Goldreichtum, zunehmenden Einfluß in reichen Ländern fremder Erdteile und Schwächung derjenigen europäiſchen Staaten, die unbequeme Mitbewerber werden konnten. Es iſt uns nicht überliefert, wie Goethe in jüngeren Jahren darüber gedacht hat; ein Stück echtengliſcher blutigſter Habſucht kannte er gewiß auch aus perſönlichen Erzählungen, nämlich die Eroberungen und Beutezüge des Warren Haſtings in Indien. Der Baron Karl v. Imhof, der einige Jahre in Weimar lebte und eine Schweſter der Frau v. Stein zur zweiten Frau hatte, war in Indien und mit Haſtings ſehr nahe bekannt geweſen; er hatte Dieſem ſogar ſeine ſehr ſchöne erſte Frau abgetreten; ſpäter kam es dann dazu, daß die zweite Frau nach London reiſte, um von ihrer Vorgängerin Unterſtützung für ihren Mann und deſſen Kinder zu erlangen. Damals ſchwebte der Staats-Prozeß gegen Haſtings, deſſen Mittel der Herrſchafts- und Goldgewin-

nung doch auch vielen Engländern allzu blutig und tyranniſch ſchienen; ſieben Jahre dauerte das Verfahren, Haſtings ward ſchließlich, 1795, freigeſprochen: ſeine großen Verdienſte um den Reichtum Englands hoben ſeine ungeheuerlichen Verbrechen auf. An ſolche Dinge dachte Goethe, als ihm im Sommer 1797 der Lord Briſtol, Biſchof von Derry, der auf der Durchreiſe in Jena ſeine Bekanntſchaft ſuchte, wegen ſeines ‚Werthers' Vorhaltungen machen wollte; dieſer damals berühmte Sonderling wiederholte den alten Vorwurf, daß Goethes Dichtung manche Menſchen zum Selbſtmord verleitet habe. „Halt!" unterbrach ihn Goethe, auf groben Klotz den groben Keil ſetzend, „wie können Sie als Engländer und Geiſtlicher von ſolchen Kleinigkeiten reden!"

Wie viel tauſend Schlachtopfer fallen nicht dem engliſchen Handelsſyſtem zu Gefallen! (F. v. Müller, 30. 5. 1814.)

Welchen Ton wollen Sie denn gegen die Mächtigen dieſer Welt anſchlagen, die mit einem Federſtrich und im Intereſſe der literariſchen Produktion ihrer Diplomaten 100 000 Menſchen ins Feld ſchicken und 80 000 totſchlagen laſſen und ſomit ihre Untertanen zum Mord, zur Plünderung, zur Notzucht, zum Meuchelmord verleiten?

Und dann ſtimmen Sie ein Tedeum darüber an!

Mit welchem Rechte wollen Sie nun einem Schriftſteller von Geiſt verbieten, ein Werk zu ſchreiben, das durch einige beſchränkte Geiſter falſch ausgelegt werden kann und dann die Welt höchſtens von einem oder zwei Dutzend notoriſcher Schwachſinniger oder Verrückter befreit, die nichts Beſſeres tun können, als ſich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen? Damit erweiſen ſie doch der Menſchheit einen Dienſt! Warum wollen Sie mich nun für das kleine Fechterſtück tadeln, während Ihr Prieſter und Fürſten Euch viel Schlimmeres erlaubt? Bin ich nicht ſchon moraliſch ſicher, daß Alle, die ſich umbringen, wenn ſie den ‚Werther' ge-

leſen, unfähig wären, in der Welt eine vernünftige Rolle zu ſpielen? Können Sie wohl von Ihren Opfern Dasſelbe ſagen? (Soret, 17. März 1830.)

* * *

Der Deutſche, der in dieſen und den folgenden Jahren auf die großen europäiſchen Fragen blickte, fand ſein eigenes Vaterland zur Ohnmacht verdammt. Schiller ſah nur England und Frankreich als herrſchende Mächte, die über die Zukunft der Übrigen mitbeſtimmten.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Beſitz;
Aller Länder Freiheit zu verſchlingen,
Schwingen ſie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landſchaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke ſeinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten ſtreckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er ſchließen wie ſein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt ſein raſtlos ungehemmter Lauf;
Alle Inſeln ſpürt er, alle fernen
Küſten — nur das Paradies nicht auf.

Um dieſelbe Zeit wies Herder in Proſa auf die engliſche Gefahr hin; er erinnerte an das Wort, das ſchon Heinrich der Achte geſprochen: Cui adhaereo, praeest — wem ich beiſtehe, Der gewinnt, und an das andere Wort: imperator maris, dominus terrae — wem das Meer gehört, Der gebietet auch dem Lande.

Unglücklich wäre es fürs Feste Land, wenn eine Kaufmanns-Insel, fast außerhalb Europa oder wenigstens an der westlichen Ecke desselben, dem ganzen Kontinent gebieten, zu ihrem Vorteile Europas Krieger dingen und ihrem Gewinn aufopfern könnte! Die schimpflichste Knechtschaft, vermöge welcher die Völker des Festen Landes eine Ware für England, zum Schlachtfeld erkaufte Horden für jener Insulaner gewinnsüchtige Weltherrschaft würden . . .

Wie könnten Manufakturisten oder Warenhändler und Wechsler in Verhältnissen der Glückseligkeit, der Ruhe, des innern und äußern Vorteils der Länder je unparteiische Schiedsrichter Europas werden! Und warum dürften sie es werden, wenn ihnen keine erkaufte Landmacht dient? — — —

Denn Englands Interesse an den Angelegenheiten des Festen Landes: ist es gewöhnlich etwas Anderes als die zärtliche Sorge John Bulls, des Alleinhändlers und Allfabrikanten, um Einkauf, Gewinn und Absatz? So heilige Namen dabei auch gemißbraucht werden! Und seitdem er [Landkriege] nicht einmal selbst führen kann oder mag und nur Solche aufhetzt und erkauft, die sie führen, wie verächtlicher ist sein Name! (Adrastea).

So dachten Goethes Freunde also schon um 1800. Im Rheinbundstaat Weimar-Eisenach verbanden erst recht die politisierenden Geister ihre Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zumeist mit den Siegen Napoleons; damit wünschten sie auch eine starke Schwächung Englands. Ein großer westeuropäischer Staaten-Bund war im Entstehen, also schien der Friede für ein sehr weites Gebiet sehr bald gesichert zu werden. In Weimar fragte der Bürgermeister den großen Kaiser, wann ein Ende der Kriegszeit zu erhoffen sei. „So lange nicht", war die Antwort, „als England noch Geld hat, die Völker zu bestechen." Auch Goethe stand in diesem Kampfe gegen die englischen See-Tyrannen bis zuletzt auf Seiten Napoleons.

Worüber trüb Jahrhunderte geſonnen,
Er überſieht's in hellſtem Geiſteslicht.
Das Kleinliche iſt alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Iſt Jenem erſt das Ufer abgewonnen,
Daß ſich daran die ſtolze Woge bricht,
So tritt durch weiſen Schluß, durch Machtgefechte,
Das Feſte Land in alle ſeine Rechte.[1])

Gegen Goethes Erwartung ward Napoleon in Rußland beſiegt; auch die ehemaligen Rheinbundsſtaaten gingen nach weiteren Niederlagen ihres bisher vergötterten Herrn zu ſeinen Feinden über und halfen nun auch Englands Zwecke erreichen. Ende November 1813 zweifelte Goethe nicht mehr über den Ausgang. „Wir redeten über die großen Welthändel zwei Stunden", ſchrieb damals der Arzt und Profeſſor Kieſer aus Jena über einen bei Goethe verbrachten Abend, „und", ſo fährt er fort, „wir fanden die große Wahrheit, daß Frankreich im Kampfe mit England untergehen müßte, weil das Meer gewaltiger als die ſtarre Erde iſt und beide Elemente durch das Feuer repräſentiert werden." Klarer drückt es Kieſer nicht aus.

Vertrauen aber faßte Goethe gegen das große Handelsvolk auch jetzt nicht. So ſchrieb er am 9. März 1814 ſeinem alten Freunde Knebel (der, wie Goethe, lebenslänglich ein Bewunderer Napoleons blieb):

---

[1]) Dieſe Zeilen in einem 1812 für die Karlsbader Bürgerſchaft abgefaßten Begrüßungs-Gedichte für die Gemahlin Napoleons ſind Goethen von den deutſchen Patrioten ſehr übel genommen worden; ſie verſpotteten ihn nun als den „Sänger des Kontinentalſyſtems." Ein Jahrhundert mußte vergehen, ehe ein anderes Licht auf die Verſe fiel!

Die Bezüge auf die englische Nation treten nun auch wieder ein, und die guten Deutschen bemerken nicht, mit welcher Klemme sie von dieser Seite bedroht sind. Dem französischen Stolz kann man beikommen, weil er mit Eitelkeit verbrüdert ist, dem englischen Hochmut aber nicht, weil er, kaufmännisch, auf der Würde des Goldes ruht.

Goethe hat dann auch im höchsten Alter noch einige Male abfällig über die englische Politik gesprochen. Das parlamentarische Dareinreden gegen so befähigte Regenten wie Wellington und Canning mißfiel ihm höchlichst; namentlich aber sah er stets den Grundzug des grenzenlosen und stets verschleierten Egoismus. Der berühmte Weltreisende Fürst Pückler-Muskau nahm, als er im September 1826 in Weimar war, gegen Goethe Partei für den liberalen Verfassungsstaat: er begründe doch in jedem Einwohner die Überzeugung größerer Sicherheit für Person und Eigentum, folglich die freudigste Tatkraft und zuverlässigste Vaterlandsliebe. Ein Beispiel sei England.

[Goethe] erwiderte gleich: das Beispiel sei nicht zum besten gewählt; denn in keinem Lande herrsche eben Egoismus mehr vor; kein Volk sei vielleicht wesentlich inhumaner in politischen und Privatverhältnissen.

Pückler bemerkt selber, daß er vielleicht sein eigenes Urteil über England dem Dichter in den Mund gelegt habe; aber sicherlich war Das auch Goethes Meinung. Als ein französischer Schriftsteller die Deutschen als die „gutmütigen Privatleute", die Engländer als die „eigennützigen Weltmenschen" kennzeichnete, freute sich Goethe an diesem sehr richtigen Urteil. (An Graf Reinhard, 18. Juni 1829.) Er äußerte sich höchst selten zu politischen Dingen; aber einmal, als ihn die viele unnütze

Philosophiererei der lieben Landsleute wieder ärgerte, kam er im Gespräch mit Eckermann doch auf die Engländer und stellte sie halb und halb als Muster hin. Freilich war ihre vom Schulstaub so freie Art zugleich auch abschreckend.

Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt.

Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit Diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den inhumanen Handel.

Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte.[1])

* * *

[1]) Der Vollständigkeit halber sei eine politische Äußerung erwähnt, die Goethe im Sommer 1824 gegen den Leipziger Sprachgelehrten G. H. A. Wagner getan haben soll; überliefert ist sie

Die Verdeckung der wahren Beweggründe und Ziele ist schließlich keine Eigentümlichkeit der englischen Diplomatie gewesen; allenthalben sucht man dem Eigennutz ein Mäntelchen umzuhängen. Auch führen überall in Friedenszeiten die Moralisten und Idealisten so häufig das Wort, daß durch ihre Reden und Schriften ein falsches Bild von der Denk- und Handlungsart ihrer Volksgenossen erweckt wird. Aber die Engländer bekennen sich öfter, lauter und entschiedener zum Christentum und zu frommer Sittlichkeit als andere Völker; also ist der Gegensatz zwischen Reden und Handeln bei ihnen größer. Sie begehen den Sonntag mit peinlicher Gewissenhaftigkeit als heiligen Tag, aber ihr Alltag weiß dann nichts vom Sonntag. Goethe meinte dagegen: Tun und Denken müsse zusammengehören wie Ein- und Ausatmen, und das Tun müsse sich am Denken, das Denken am Tun beständig berichtigen; er kannte also auch kaum einen Sonntag, und niemals bestimmte der Kalender den Grad seiner Frömmigkeit.

Dem operosen, unablässig im irdischen Tun und Treiben beschäftigten Engländer muß der streng beobachtete Sonntag höchst willkommen bleiben; der weniger (besonders in südlichen Ländern), beschäftigte Katholik wird außer diesem Ruhetag noch Feier-

durch Varnhagen v. Ense. „Die nördlichen protestantischen Staaten müßten zum Heile der Welt eng verbunden bleiben gegen die nordöstlichen Barbaren; hauptsächlich gehörten Preußen und England in diesen Bund." Gewiß kann Goethe in heimlichem Ärger gegen Rußland diese Augenblicks-Meinung gehabt haben; aber sie sollte besser bezeugt sein. Dem damaligen englischen Minister des Äußeren, George Canning, vertraute er.

tage, um ſein Leben intereſſanter zu machen, bedürfen. Der deutſche Proteſtant, immer mit Nachſinnen beſchäftigt und außer ſeinen obliegenden notwendigen Pflichten, außer ſeinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geiſtigem Denken und Tun aufgeregt, wird eines ſolchen, oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er, der Natur ſeines Glaubensbekenntniſſes nach, einen Teil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird. (Beſpr. von Wilh. Schulz, ‚Irrtümer und Wahrheit' 1826.)

Dieſe zeitliche Spaltung des Engländers in einen frommen Menſchenfreund und einen rückſichtsloſen Geſchäftsmann erklärt noch nicht Alles, was anderen Nationen als engliſches Phariſäertum ärgerlich iſt. Man könnte ſich wundern, wieſo gerade in dieſem freien Lande, deſſen kräftige Einzelgänger ſo ſehr auffielen, die Heuchelei gedeihen ſollte. In Wahrheit aber gibt es in England längſt nicht ſo mannigfaltige Menſchen wie etwa in Deutſchland; die Briten leben auf ihrer Inſel auch nicht unter ſo verſchiedenartigen Verhältniſſen wie wir Andern; ſie gleichen einander ſehr und eben deshalb haben die Allermeiſten nicht den Mut oder auch nur einen Antrieb, nach ſelbſtgebildeten Überzeugungen zu leben. Jener Lord Briſtol, der auf den ‚Werther' ſchalt, war ein Original, und doch ſchreibt Goethe auch von ihm, er ſei „als Engländer ſtarr." Mit Riemer ſprach er 1808 über Philiſterei in der Aufnahme von Kunſtwerken; er ſah ſie ja überall, aber bei den Briten ſchien ſie ihm wohl weiter hinauf zu reichen.

Engländer haben kein aeſthetiſch-moraliſches Urteil, ſprechen von einzelnen Schönheiten. Als wenn für den Dichter Etwas ſchöner wäre als das Andere! Was er ausſpricht, iſt inſofern Etwas, daß er es ausſpricht. Sie meinen, daß er nur Etwas ſage, wenn er gerade ihr Intereſſe ausſpricht!

Später nannte er die Engländer einmal „Pedanten" (20. 12. 1826 zu Eckermann) und meinte damit, daß sie über ihre Scheuklappen nicht hinaussehen wollen. Die größere Gleichheit der (Franzosen und) Engländer konnte er auch in Weimar bemerken.

(Sie) halten weit mehr zusammen und richten sich nach einander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. (Zu Eckermann, 6. 4. 1829.)

Dies ängstliche Achten auf das in guter Gesellschaft Gültige glaubte er auch hinter der Tatsache zu sehen, daß Lord Gower bei einer sonst vollständigen Übersetzung des ‚Faust' den ‚Prolog im Himmel' unterdrückte.

Nicht die Schwierigkeit der Übersetzung wird den edlen Lord behindert haben; es sind religiöse oder vielmehr hochkirchliche Skrupel, vielleicht nicht seine eigenen, aber Die seiner vornehmen Gesellschaft. Nirgendwo gibt es so viele Heuchler und Scheinheilige wie in England. Zu Shakespeares Zeit mag Das doch wohl anders gewesen sein.[1])

Als jener Lord Bristol im Sommer 1797 mit dem Verfasser des ‚Werther' moralisieren wollte, fragte ihn der Dichter: die englische Staatskirche sage doch wohl zu allen Schandtaten der britischen Politik Ja und

[1]) Diese Sätze sind von F. Ch. Förster in später Erinnerung niedergeschrieben und ganz unzuverlässig. Man darf also das Urteil über die englischen Heuchler und Scheinheiligen nur annehmen, weil es eine allgemeine Ansicht ausdrückt und mit Goethes besser bezeugten Äußerungen zusammenklingt. — Robinson erzählt 1829, wie wenn Goethe erst durch ihn gehört habe, daß der ‚Prolog im Himmel' aus religiösen Bedenken ausgelassen sei. „Aber ich habe die Idee doch aus dem Buche Hiob!" rief Goethe

Amen? Zugleich aber warf er ihm die eigene Sünde des Pfaffentums vor: „Wie können Sie arme Schwachköpfe damit erſchrecken, daß Sie in ſchönen Predigten von der Höhe Ihrer Kanzel herab ihnen die Hölle heiß machen und ſie um das bischen Verſtand bringen, das ihnen noch geblieben iſt! Manche endigen in Folge davon ihr elendes Leben im Tollhauſe oder morden ſich ſelber, um ſchneller ins Paradies zu kommen.“ In demſelben Geſpräche, worin Goethe ſeinem jungen Freunde Soret über dieſen Lord Briſtol erzählte, kam er auch auf den engliſchen Philoſophen und Politiker Jeremy Bentham zu ſprechen, als deſſen feſtländiſcher Apoſtel ein Oheim Sorets, Etienne Dumont in Genf, ſich betätigt hatte. Goethe ärgerte ſich, daß der hochbegabte Bentham, ein Altersgenoſſe von ihm, als Greis erſt noch recht radikal geworden war. „Er will niederreißen: ich möchte Alles erhalten! In ſeinem Alter ſo radikal zu ſein, iſt der Höhepunkt der Narrheit!“ Soret nahm Benthams Partei und meinte, wenn Goethe auf dem Boden Englands ſich entwickelt hätte, würde er ſicherlich auch dazu gelangt ſein, ſchlechte politiſche Zuſtände anzugreifen und Beſſerungen zu fordern. Dieſer Gedanke, ein Engländer zu ſein, reizte den alten Dichter, und auch

aus. Daß eben Dies die Sache verſchlimmere, habe er nicht gefühlt. — Als Robinſon 25 Jahre früher mit Auguſt Wilhelm Schlegel bei Goethe eingeladen war, ſagte Dieſer zu Schlegel: „Ich höre gern, daß Ihr Bruder vorhat, die ‚Sakuntala‘ zu überſetzen. Es wird mich freuen, dies Gedicht in ſeiner wahren Geſtalt zu ſehen und nicht ſo, wie es uns von dem moraliſchen Engländer angeboten wird.“ Es lag ein ſarkaſtiſcher Ton auf dem „moraliſchen Engländer“, womit ein gewiſſer Wilſon gemeint war.

um ein ernsthaftes politisches Gespräch zu umgehen, schlug er sogleich den Mephistopheles-Ton an. Erst recht in England würde er nicht den Reformer machen!

Halten Sie mich für einen Dummkopf? Hätte ich Mißbräuche aufgestöbert und enthüllt, auf sie aufmerksam gemacht, ich, der ich in England von ihren Erträgen gelebt haben würde! Als geborener Engländer — Gott sei Dank, daß ich es nicht bin! — würde ich ein Millionenherzog oder besser ein Bischof mit 60000 Pfund Einkünften geworden sein!

Soret: Ja gewiß! Vielleicht aber hätten Sie dies Große Los verfehlt; es gibt ja auch Nieten.

Goethe: Das glaube ich wohl; es ist nicht Jeder für das Große Los gemacht. Aber glauben Sie denn, ich hätte die Dummheit begangen, auf eine Niete zu fallen? Ich wäre tapfer für die 39 Artikel eingetreten, hätte sie nach allen Richtungen hin verteidigt, hauptsächlich den Artikel 13, der für mich ein Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gewesen wäre.[1]) Ich würde, mit einem Worte, in Versen und in Prosa so viel gelogen haben, daß mir die 60000 Pfund nicht hätten entgehen können. Man muß sich über Alles hinwegsetzen, will man nicht erdrückt werden, und von seinem erhabenen Standpunkte aus sich veranschaulichen, daß die Menge aus Unwissenden und Schwachköpfen zusammengesetzt ist. Es hieße Deren Zahl nur vergrößern, wollte man nicht die Mißbräuche zum eigenen Besten ausnutzen, die sie in ihrer Dummheit hat aufkommen lassen und woraus eben Andere Nutzen ziehen würden, wenn wir es nicht schon getan hätten.

Soret: Dagegen ist nichts zu sagen für Männer, welche wie Sie mit dem Rechte des Eroberers auf diese Höhe gekommen

[1]) Die 39 Artikel sind das 1571 festgesetzte Glaubensbekenntnis der englischen Staatskirche. Artikel 13 handelt von den Werken der Rechtfertigung. Eckermann, der dies Gespräch ausführlicher, aber nach Sorets Niederschrift gibt, hat Artikel 9, der die Erbsünde betrifft.

wären. Aber Das iſt in England nicht der Fall, wo die Mehrzahl der Genießenden ſich aus Weniger-fähigen oder aus Dummköpfen zuſammengeſetzt, wo die Protektion und vor allem der Zufall der Geburt den Hauptanteil am Gewinn ſichert.

Goethe: Es liegt nicht viel daran, ob die Erbſchaft übernommen oder zuſammengebracht iſt; es bleibt doch wahr, daß der erſte Beſitzer ein Genie, ein höherſtehender Mann war, dem Dummköpfe das Recht eingeräumt haben. Sie ſehen doch, daß die Welt voller Schwachköpfe und kleiner Geiſter iſt . . . O Gott, was es mir für ein Vergnügen wäre, dieſe 39 Artikel nach meiner Art zu behandeln und die einfältige Menge ſo recht in Erſtaunen zu ſetzen!

Soret: Sie könnten ſich das Vergnügen doch machen, auch ohne Biſchof werden zu wollen. Wir befinden uns hier auf dem eigenſten Boden des Mephiſtopheles. Und Exzellenz fangen wunderſchön an: warum ſetzen Sie es nicht fort?

Goethe: Nein, ich werde mich ruhig verhalten! Man muß gut bezahlt ſein, um Luſt zu haben, ſo gut zu lügen. Ich tue es nur für eine Biſchofsmütze und obligate 60000 Pfund!

* * *

Hier iſt von der ‚Hohen Kirche' die Rede; allenthalben aber ſind die Staats- und katholiſchen, alſo die für Alle beſtimmten Kirchen duldſamer als die Sekten. In Deutſchland herrſchte zu Goethes Zeit in den römiſchen wie in den lutheriſchen Bezirken ein allgemeines Gewährenlaſſen; zu frommer Heuchelei war höchſt ſelten ein Anlaß vorhanden. Dagegen entſtand von jeher aus dem engliſchen Freiheitsſinn und der in allen nördlichen Küſten- und Nebelländern beſonders gut gedeihenden religiöſen Schwärmerei eine Anzahl von Sekten, die ihrem Urſprung und ihrem Zwecke nach ihren Gliedern ſtrengere Bedingungen als die Allerwelts-Kirchen auf-

legten. Da sich nun aber im einzelnen Menschen, wie in ganzen Gesellschaften der religiöse Enthusiasmus nicht in gleicher Höhe halten kann, so werden nach einiger Zeit die äußeren Vorschriften erfüllt, ohne daß die Seele noch dabei ist; es muß die Treue aushelfen, wo die Liebe schwand; Heuchelei tritt an die Stelle echter Frömmigkeit. Und zwar wird sie den Heuchlern selbst gar nicht bewußt; sie halten sich vielleicht für recht brav, weil sie dem Glauben und den Sitten ihrer Väter nichts abbrechen. Goethe hatte Gelegenheit, obwohl er nie nach England kam, die ‚Gesellschaft der Freunde' in einer ‚Versammlung' zu sehen, denn in der Nähe von Pyrmont, wo er 1801 Heilung suchte, bestand eine kleine Gemeinde (neben ein paar andern im Weser- und westfälischen Gebiete). Bei dieser hochehrenwerten Vereinigung ist es bekanntlich Grundsatz, daß in den Zusammenkünften kein Berufsprediger, sondern nur Derjenige das Wort ergreift, der vom Geiste angetrieben wird, ein frommes Zeugnis abzulegen — weshalb denn ihr Gottesdienst sehr oft aus bloßem Schweigen bestehen sollte. Goethe ging mehrmals zu solchen Versammlungen und erlebte das Gewöhnliche: ein langes Schweigen und Warten, dann aber recht gut vorbereitete Predigten, deren „für improvisiert gelten sollende Rhetorik kaum jemand das erste Mal, geschweige denn bei wiederholtem Besuch für inspiriert anerkennen möchte." (Annalen 1801.) Auf das ganze englische Sektenwesen — und auch darüber hinaus — darf man den Satz beziehen, mit dem Goethe fortfährt:

Es ist eine traurige Sache, daß ein reiner Kultus jeder Art, sobald er am Orte beschränkt ist und durch die Zeit bedingt ist, eine gewisse Heuchelei niemals ganz ablehnen kann.

* * *

Sollte aber nicht ebenso, wie aus den Religionsformen, auch aus der englischen Philosophie jene Heuchelei entspringen? Wenn die Unwahrhaftigkeit dem englischen Volke eingewachsen ist, muß sie sich auch in seiner Philosophie finden.

Es ist hier nicht der Ort, dies weite Feld zu überschauen. In England und Schottland haben sehr verschiedenartige philosophische Lehren ihre Verkünder und Anhänger gefunden, aber man tut wohl nicht unrecht, wenn man den Utilitarismus und den Pragmatismus als kennzeichnend für Jene ansieht, wie der Idealismus und Kritizismus eine deutsche Marke tragen. Dem praktischen Engländer ist es auch im Denken und Forschen um praktische Zwecke, eigennützige oder gemeinnützige, zu tun; er verlangt selbst vom Grübler common sense und Fühlung mit Jedermann. Auch Goethe erklärte: Der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes sei immer der seine gewesen (zu Eckermann, 4. 2. 1829); auch hat er einige auffällige pragmatische Aussprüche getan. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr", spricht er in dem feierlichen Gedichte ‚Vermächtnis' aus, und er hat diese höchst bedenkliche Lehre auf die Unsterblichkeit, die Echtheit der Evangelien und den Wert geschichtlicher Erzählungen angewandt. Doch wie gesagt: hier soll nur angedeutet werden, daß es auch einen sehr verführerischen philo-

sophischen Weg zur Heuchelei gibt, und daß beharrliche Zweckmenschen, wie die Engländer vor andern Völkern sind, am ersten verführt werden, Das, was sich nach ihrer Meinung „bewährt", für wahr und richtig zu erklären: am Sonntag die Lehren und Vorschriften ihrer Kirche oder Sekte, am Werktage die Mittel »how to get on«.

8. Nochmals die Weltbürger.

Wir erinnern uns der jungen reichen Engländer, die einen Aufenthalt in der angenehmen thüringischen Residenz mit in ihr Programm nahmen. Es kamen dann, da die Verbindung einmal hergestellt war, auch viele englische Damen nach Weimar; sie pflegten längere Zeit zu bleiben als die Jünglinge; einige wurden auf Lebenszeit einheimisch. Ein paar Männer verbanden sich auch ernstlich mit den Töchtern des Landes, z. B. ein Mr. Parry mit einer Enkelin der Frau v. Stein. Ältere Engländer kamen, ihr junges Volk hier zu besuchen oder das berühmte Städtchen kennen zu lernen. So auch Wellington, der von Goethes Vorhandensein kaum wußte, ihn jedenfalls nicht beachtete; ferner der als Erfinder hervorragende General Sir William Congreve, dessen Werk über die von ihm erfundenen Brandraketen deutsch in einem weimarischen Verlage erschien; ferner Byrons, Scotts und anderer Dichter Verleger John Murray, und viele Andere mehr.

Am herzlichſten freute ſich der Achtzigjährige, als im Sommer 1829 Henry Crabb Robinſon wieder vor ſeine Augen trat: Engländer und doch gleichſam ein Bote aus der eigenen Heimat und Vergangenheit, ein Erneuerer der „ſchönen Zeit", wo Schiller, Herder, Wieland noch lebten. „Nun, da ſind Sie endlich", begrüßte Goethe den jüngeren Mann, „wir haben viele Jahre auf Sie gewartet." Und dann vertieften ſie ſich als zwei vorzüglichſte Kenner und genußfreudige Liebhaber in die deutſchen und engliſchen Dichter. Milton, Marlowe und vor allen Andern Byron wurden durchgenommen; Robinſon erzählte von den jüngeren engliſchen Schriftſtellern, — er war mit den Beſten, namentlich Wordsworth und Lamb, nahe befreundet — und dann wurden wieder die Zeiten lebendig, wo ſie beide, ohne einander wirklich nahe zu treten, eine nicht kleine Zahl Freunde gemeinſam hatten. Wenn aber die Rede auf Goethes eigene Werke kam, zeigte ſich Robinſon wie vor fünfundzwanzig Jahren erſtaunlich gut unterrichtet.

Goethe erzählte in ſeinem nächſten Briefe an Zelter, daß ihn der polniſche Dichter Mickiewicz kürzlich beſucht habe, und fuhr fort:

Zu gleicher Zeit war ein Engländer bei uns, der zu Anfang des Jahrhunderts in Jena ſtudiert hatte und ſeit der Zeit der deutſchen Literatur gefolgt war auf eine Weiſe, von der man ſich gar keinen Begriff machen konnte. Er war ſo recht in die merita causae [Sache ſelbſt] unſerer Zuſtände initiiert, daß ich ihm, wenn ich auch gewollt hätte und wie man wohl gegen Fremde zu tun pflegt, keinen blauen phraſeologiſchen Dunſt vor die Augen bringen durfte . . . . . Sodann zeigte er ſich als einen Miſſionär der engliſchen Literatur, las mir und meiner

Tochter, zusammen und einzeln, Gedichte vor. Byrons ‚Himmel und Erde' war mir höchst angenehm mit Auge und Ohr zu vernehmen, da ich ein zweites Exemplar in der Hand hatte. Zuletzt machte er mich auf Miltons ‚Samson' aufmerksam und las ihn mit mir.

* * *

Ganz ebenso war Robinson nun schon 25 Jahre in seinem Vaterlande ein Verkünder der deutschen Literatur gewesen. Er wirkte nur selten in der sichtbaren Form von Büchern und Aufsätzen, desto mehr aber in Gesprächen und Briefen. Sein Einfluß breitete sich weit aus, denn er war ein Freund sehr vieler tüchtiger Menschen; sein Leben — es währte 92 Jahre — war geradezu der Freundschaft gewidmet.

Als er aufwuchs, wußte man in England so gut wie nichts von der deutschen Literatur. Sie verdiente ja auch erst seit kurzem einige Beachtung. ‚Werther' war 1779 übersetzt, aber aus dem Französischen, und zwar unter dem falschen Titel ‚The Sorrows of Werther', während es ‚The Sufferings' hätte heißen müssen. 1793 wagte William Taylor in Norwich eine Übertragung der ‚Iphigenie'. Durch die persönliche Bekanntschaft mit diesem Taylor ward Robinson auf die Schätze der deutschen Literatur aufmerksam. 1798 folgten dann schlechte Bearbeitungen von ‚Stella' und ‚Clavigo' für das englische Theater und im nächsten Jahre Walter Scotts Übertragung des ‚Götz'. Auch fanden sich jetzt englische Lohnschreiber, die den ‚Wilhelm Meister' ebenso wie das andere weimarische Meisterwerk ‚Rinaldo Rinaldini' für ihre Leser zurechtmachten. Selbst Taylor schien zwischen Goethe und Kotzebue wenig Unterschied zu machen.

Um diese Zeit studierte Coleridge in Deutschland, siebenundzwanzigjährig. Er lernte die Dichtungen Schillers, Goethes, Tiecks und anderer Romantiker lieben, übersetzte den ‚Wallenstein' (1800) und wies in seinen Aufsätzen auch auf Goethes ‚Faust' hin (1814). Von Ende 1813 an belehrte das Buch der Staël auch viele Engländer. 1820 erschienen die Kupferstiche von Retzsch zum ‚Faust' in einer Londoner Ausgabe: an diesen 26 Bildern konnte man die Faustfabel Goethes recht bequem überblicken. Teile des ‚Faust' waren bereits von Coleridge, Shelley und auch William Taylor übertragen, als Lord Leveson Gower 1823 die erste fast vollständige, aber höchst mangelhafte Übersetzung drucken ließ. Von den englischen Dichtern verstand nur Coleridge das Deutsche gut.

* * *

In diesen Friedensjahren trat nun auch ein berufenster Dolmetscher deutschen Wesens vor das englischlesende Publikum: Thomas Carlyle, ein junger Privatgelehrter in Schottland. Mit einem Aufsatze über den ‚Faust' für die ‚Edinburgh Review' begann er; danach schrieb er mit großer Liebe ein ‚Leben Schillers', das 1823 und 1824 im ‚Londoner Magazin', 1825 aber als Buch erschien und viel Anklang fand. 1824 gab er eine Übersetzung von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren' heraus; er schickte sie an Goethe und bekannte sich in dem Begleitbriefe als dankbarsten Schüler.

Die Hoffnung, Ihnen zu begegnen, gehört noch zu meinen Träumen. Viele Heilige sind aus meinem literarischen Kalender getilgt worden, seit ich Sie zuerst kennen lernte, aber Ihr Name steht noch darin in leuchtenderer Schrift als je. Daß Ihr Leben lange, lange erhalten bleibe, zum Trost und zur Unterweisung dieser und künftiger Generationen ist das ernste Gebet, geehrter Herr, Ihres ergebensten Dieners Thomas Carlyle.

Bei den britischen Lesern machte der ‚Wilhelm Meister' kein Glück, und Goethe antwortete auf diese erste Zusendung nur förmlich-freundlich. Als er aber ‚Schillers Leben' las, erkannte er die große Bedeutung des jungen Schotten und erkannte ihn namentlich als Gesinnungsverwandten. So trug er ihm denn im nächsten Briefe (20. Juli 1827) sein eigenes Bekenntnis zur Weltliteratur vor. Und zur kommenden Verträglichkeit der Völker.

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und aesthetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das Allgemein-Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen — es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen — wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn. Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles Irdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte, sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch, daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, Dies ist es, was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren;

denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich. — — —

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen.

Carlyle arbeitete in gleicher Gesinnung weiter. Als er Weihnachten 1829 einen neuen Aufsatz über Schiller überreichte, berichtete er im Begleitbriefe:

Es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß die Kenntnis und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die englische Zunge herrscht, sodaß bei den Antipoden, selbst in Neuholland [Australien] die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltepunkte der insularischen eigentümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt.

Und dann wiederholte Carlyle das Glaubensbekenntnis des Weltbürgers:

Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfleistung ver-

wandeln. Und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein.

Goethe druckte diese Zeilen ab, als er eine deutsche Übersetzung von Carlyles ‚Leben Schillers' einleitete; er sprach zugleich eine Erwartung aus, die die heutigen Leser sehr überraschen wird, die aber teils aus den damaligen nationalen und konfessionellen Kämpfen hervorging, noch mehr aber aus den geselligen Verhältnissen bei Frau Ottilie v. Goethe erwuchs. Ihr Schwiegervater meinte nämlich:

Es ist bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutsche ethisch-aesthetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft auch untereinander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

An seinem letzten Geburtstage hatte Goethe auch an einem Geschenke aus England herrlichste Freude. Es war ein kunstreiches Petschaft: einen Stern umgab eine Schlange als Sinnbild der Ewigkeit; die Inschrift lautete: Ohne Hast, ohne Rast. Auf dem goldenen Griffe las man: To the German Master from friends in Englands, 28. August 1831. Zu den Gebern, die sich als dankbare Schüler bezeichneten, gehörten außer Carlyle auch die Dichter Scott, Wordsworth und Southey.

Goethe hatte unterdeſſen, ſeines baldigen Scheidens eingedenk, ſchon Verbindungen geſtiftet zwiſchen dieſen Briten und jüngeren Deutſchen, denn, ſo ſchrieb er am 5. Oktober 1830 an Carlyle:

In meinen Jahren muß es mir angelegen ſein, die vielen Bezüge, die ſich bei mir zuſammenknüpften, ſich anderwärts wieder anknüpfen zu ſehen und zu beſchleunigen, was der Gute wünſcht und wünſchen muß: eine gewiſſe ſittlich-freiſinnige Übereinſtimmung durch die Welt (und wär' es auch nur im Stillen, ja oft gehindert) zu verbreiten. Dergeſtalt, damit ſich Manches friedlich zurecht lege, um nicht erſt zerſtreut umhergetrieben und kaum ins Gleiche, nach großem Verluſt, geſetzt zu werden.

Möge Ihnen gelingen, Ihrer Nation die Vorteile der Deutſchen bekannt zu machen, wie wir uns immerfort tätig erweiſen, den Unſrigen die Vorzüge der Fremden zu verdeutlichen!

* * *

Als Goethe ſtarb, wurden ihm in den öffentlichen und vertraulichen Nachrufen nur ſehr Wenige gerecht. Die Meiſten empfanden ihn als einen Mann des achtzehnten Jahrhunderts, der in das neunzehnte nicht mehr gepaßt habe. In dieſem Urteil ſtimmten Deutſche, Franzoſen, Engländer überein: ein Zeichen, daß dieſe drei Völker ſich in gewiſſer Hinſicht ähnlicher geworden waren. „Ein großer Geiſt", hieß es allgemein von dem Verſtorbenen, „aber ihm fehlte das Beſte." Und damit meinten die Einen das Chriſtentum — ihre Art Chriſtentum — die Andern den Patriotismus — ihre Art Patriotismus — und wieder Andere die Ideale ihrer Partei. „Goethe hat keinen oberſten Gedanken und keinen Zweck", philoſophierte Victor Couſin im ‚Journal des Débats', und wenn jetzt Henry Robinſon wieder

nach Deutschland kam, ward er geneckt wegen seiner unbedingten Goethe-Verehrung, und doch hatte auch er an Wordsworth geschrieben: „Als einer seiner großen Bewunderer hätte ich ihm nur noch eine Eigenschaft als Zugabe zu seinen übrigen wundervollen Gaben gewünscht: daß er jene Gaben ebenso gleichmäßig auf die Förderung der höchsten Interessen der Menschheit gerichtet hätte, wie Sie es getan." Wahrlich, nicht ohne Ursache hatte Goethe (1824 zu Eckermann) gesagt: „Meine ganze Zeit wich von mir ab", und: er habe in seinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein gestanden.

Immerhin gab es auch in den längst politisierten und längst von Parteien bearbeiteten Ländern treue Anhänger Goethes. Die ersten Franzosen und Briten, die uns als das Volk der Dichter und Denker schätzten, meinten es ehrlich. Und kein Deutscher hat dem toten Goethe eine gefühltere und verständnisvollere Huldigung dargebracht als Thomas Carlyle, der ihn als großen Menschheitslehrer pries. (New Monthly Mag. 1832.)

Daß Goethe ein großer Lehrer der Menschen war, sagt zugleich, daß er ein guter Mensch war, daß er selbst gelernt und in der Schule der Erfahrung gekämpft und gesiegt hatte. Zu wie vielen Herzen, die halb gebrochen in dem dumpfen Kerker des Unglaubens schmachteten, ist nicht die Versicherung, daß solch' ein Mann da war, ja, daß solch' ein Mann noch möglich war, wie eine Verkündigung großer Freude gekommen! Derjenige, der Klarheit mit Verehrung vereinigen will, um das Falsche zu verläugnen und zu bekämpfen, zugleich aber das Wahre zu glauben und anzubeten — Derjenige ferner, der unter wütenden Parteien, die, eingenommen für das durchaus Nichtige oder was bloß Bestand für einen Tag hat, mit stürmischer Wut ein zerrüttetes, seinem Ende nahes soziales System hin- und herzerren, Der, sage ich,

zwiſchen ſolchen Parteien eingeklemmt, ſich frei machen und auf die Füße des Wahren ſtellen und, für die Welt und in der Welt wirkend, ſich von der Welt rein erhalten will, Der ſchaue hierher! Dieſer Mann wurde moraliſch groß, indem er zu ſeiner Zeit Das war, was in irgend einem frühern Jahrhundert Viele hätten ſein können: ein reiner Menſch. Seine große Vortrefflichkeit war Die, daß er rein war. Wie ſeine vorzüglichſte Fähigkeit, der Grund aller übrigen, in Verſtand, Tiefe und Kraft des Blickes beſtand, ſo war ſeine vorzüglichſte Tugend: Gerechtigkeit und der Mut, gerecht zu ſein. Wir bewundern in ihm die Stärke eines Rieſen, doch eine Stärke, die ſich zur ſanfteſten Milde veredelt hatte, gleich jener ſtillen felſen-verbundenen Kraft einer Welt, an deren auf Diamant ruhenden Bruſt Blumen wachſen.

E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei, Berlin.

Goethe-Bücher von Dr. Wilhelm Bode

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin

Goethes Leben im Garten am Stern

13. u. 14. Tausend / 380 Seit. m. zahlreichen Abbildungen

Geheftet M 4,–, in Pappband M 5,–, in Ganzleinenband M 6,–, in Ganzlederband M 7,50

Diese anmutvolle Lebensbeschreibung des Dichterfürsten hat in den Büchereien der deutschen Leserwelt längst eine dauernde Stätte gefunden und gewinnt immer zahlreichere Freunde. Daß jetzt — in Kriegszeiten — die lebhafte Nachfrage danach eine siebente Auflage nötig macht und das Erscheinen einer neuen Bearbeitung angekündigt werden kann, bedeutet an sich schon eine Empfehlung.

Goethes Liebesleben

472 Seiten mit 32 Bildertafeln, sowie zahlreichen Kopfleisten und Textabbildungen von J. v. Kulas, Vorsatz-, Titel- und Einbandzeichnung von E. Märker

M 4,–, in altertümlichem Pappband M 5,–, in geschmackvollem Leinenband .... M 6,–

Der neue Bode ist dank der vortrefflichen Darstellung der Frauen um Goethe und ihrer wechselseitigen Beziehungen allen Kreisen der Gebildeten, denen Goethe etwas bedeutet, als reizvolles Geschenk zu wünschen. Keine minderwertige Schnüffelei untersucht hier Menschlichkeiten, sondern eine wohltuende Objektivität schenkte uns eine erotische Biographie des Dichters.

Charlotte von Stein

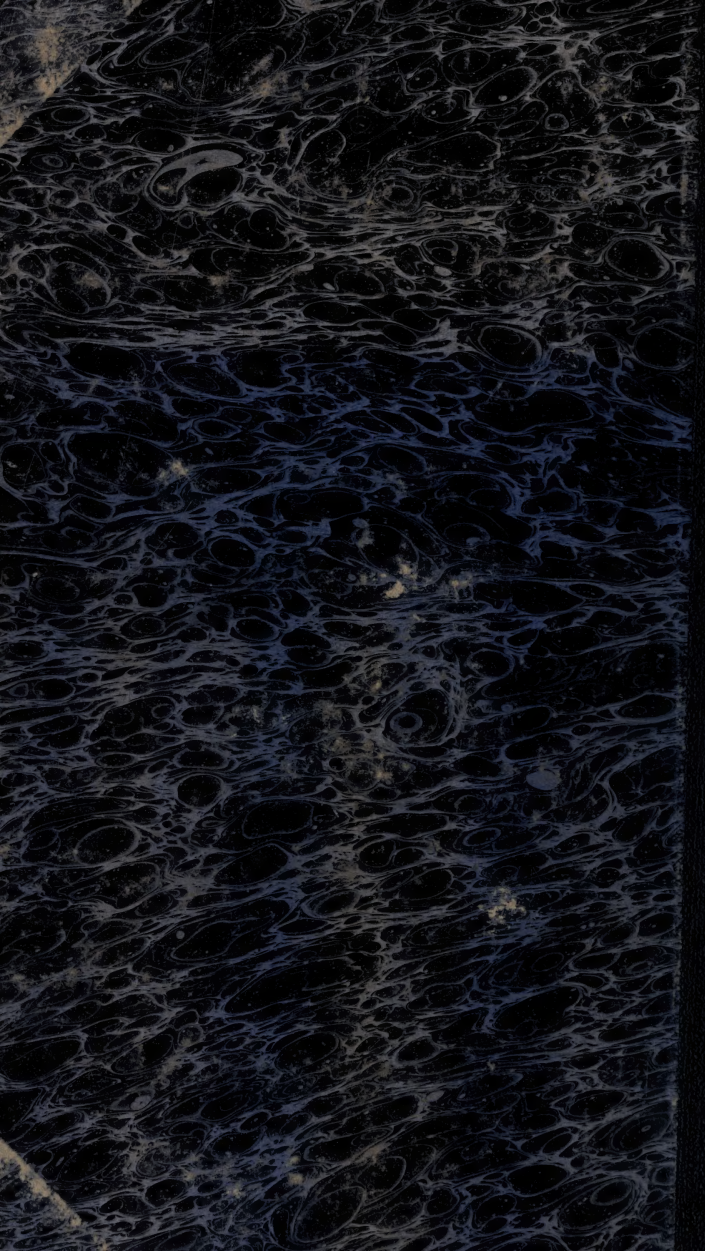
11. und 12. Tausend / 684 Seiten mit 49 Abbildungen

M 6,–, in Ganzleinen .. M 7,50, in stilvollem Ganzlederband M 10,–

Diese Biographie ist die erste unbefangen geschriebene, auf liebevoller Forschung und genauer Kenntnis der altweimarischen Dinge beruhende, unterhaltende Lebensgeschichte dieser hervorragenden Frau. Das Werk eignet sich vorzüglich als Festgeschenk, besonders für unsere Frauenwelt.

Goethe, Johann Wolfgang von - Biography & crit. 184127
LG.
G599
Author Bode, Wilhelm
Title Die Franzosen und Engländer in Goethes Leben und
.Ybo

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU